Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenundzwanzigster Jahrgang

Nr. 4 — Marburg i. H., den 23. Januar — **1913**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille=Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh

Inhalt: Sternenlicht — Ist unser Wille frei? Schluß — Alexandrien in der alten Kirche. Eine Wiener Habilitations-Vorlesung. Erste Hälfte — Vom Evangelischen Bund — Das Werk vom Haag — Auf das Grab Julius Eutings — Verschiedenes: Entscheidende Jahre; Erinnerungen an Samuel Zeller (Schreiner); Der Schneider von Breslau (Münch); Vom Vaterland der Treue (Hesselbacher); Maria von Magdala (Gondlach); Kleine Mitteilungen — Erklärung — Anzeigen

Sternenlicht

Er hat am letzten, in diesen Tagen, zu uns geredet durch den Sohn. Hebräer 1, 1.

„Das ist der alte Hinweis auf die Geschichte. Aber zum wievielten Male sollen wir es sagen, daß dieses Gebiet der Relativitäten Gewißheitslasten nicht zu tragen vermag! Was hilft es, Pfeiler in dieses Meer zu senken, die doch unweigerlich versinken? Geschichte kann uns das nicht geben, was nur der Augenblick, das Heute schenkt. Präsentia, nicht Perfekta brauchen wir! Nicht »es war einmal«, sondern »es ist«!"

Das ist die bekannte ungeduldige Rede gegen die Geschichte.

Die Sterne über uns haben auch ein Wort mitzureden. Wir sehen die Fixsterne jetzt, wie sie vor vielen, vielen Jahren waren. Es ist vergangenes und doch gegenwärtiges Licht, das uns da leuchtet. Es kommt erst jetzt zu uns und gehört nun zu unsern Wirklichkeiten. Ist da nicht Vergangenes und Gegenwart in Einem?

Am gestirnten Himmel der Geschichte steht auch „der Stern aus Jakob". Auch sein Licht kommt erst jetzt zu uns und gehört nun zu unsern Wirklichkeiten. Wird er nicht immer wirklicher? Wann war sein Wirken spürbarer, umfassender, tiefer: damals, als er im jüdischen Lande aufging, oder heute? Wir fangen eben an, ihn deutlicher zu erfassen als Gewissenslicht, als aufgehende „Sonne unsres Sittentages". Was wir von dem Fixsternlicht sagten: „Vergangenheit und Gegenwart in Einem" — das gilt auch von ihm.

„Das ewige Licht geht da herein" sagt Luther, wenn er über das Christkind sinnt. Ewig ist nicht „endlos"; wie wir es in der Sprache der Ungeduld gebrauchen, wenn wir „halbe Ewigkeiten" warten müssen. Ewigkeit ist stete Gegenwart. Ewiges Licht ist überzeitliche Wirklichkeit, die jeden Augenblick zu einem Augenblick Gottes machen kann.

Es gibt Wirklichkeiten, die dasind, wie dieses Blatt Papier. Es gibt Wirklichkeiten, die geschehen, wie der Denkprozeß, der sich in diesem Augenblick vollzieht. Aber es gibt auch Wirklichkeiten, von denen wir sagen: sie „gelten". Das ist ein Name für eine eigenartige Leuchtkraft. Geltende Wirklichkeit ist höchste Wirklichkeit. Himmel und Erde können vergehen, — geltende Wirklichkeit nicht.

Die Seele, die uns an den Holzschnitten der Evangelisten aufgegangen ist und immer wieder aufgeht, existiert nicht und „geschieht" nicht für die Experimentalpsychologie, aber sie gilt. Sie ist von Asbest. Das sollen die merken, die am Feuer der „Christusmythe" schüren. Wer Reisigbündel aus der Religionsgeschichte herzuträgt, um geltende Wirklichkeit zu verbrennen, der bezeugt nur seine simplicitas. „Den Huß haben sie verbrannt, die Wahrheit haben sie nicht verbrennen können."

Kommt nicht alle geltende Wirklichkeit uns an der Geschichte zum Bewußtsein? Frömmigkeit und Geschichte, sie gehören zusammen. Es ist unser Schade, wenn wir sie auseinanderreißen. „Er hat zu uns geredet durch den Sohn." Da hat man den „Stern aus Jakob" wahrgenommen. Man nimmt ihn noch heute wahr. Zu denen sein Licht dringt, die sagen:

Nun muß die Nacht um uns vergehen:
Wir haben deinen Stern gesehen!

P J

Ist unser Wille frei?

4

Nun ist es ein Lieblingsargument des Determinismus, gerade die religiösen Erwägungen sprächen für ihn. Es scheint in der Tat so. Das buddhistische Karma, die griechische Moira, der Schicksalsglaube Mohammeds, die christliche Lehre der Prädestination: dies alles vertreten von großen Genien der Religion — beweist es nicht, daß wahrer Glaube an die ewigen Mächte, die uns allwaltend regieren, zum Determinismus führt, ja, mit ihm allein verträglich ist? — Indessen ist hier scharf zu unterscheiden. Sicherlich ist es religiöses Bedürfnis, an eine transszendente Vorsehung zu glauben, die sich in dem Weltlaufe auswirkt, schaffend, ordnend: mag sie unpersönlich gedacht werden wie die indische Macht der Vergeltung und das griechische eherne Schicksal; mag sie, wie Gott Allah, despotisch regieren oder wie der Vatergott Jesu in liebender Sorge, ohne die kein Sperling, kein Menschenhaar fällt — immer ist es der Gedanke: nichts ohne die Gottheit. Und je kräftiger die Frömmigkeit, desto durchdringender dieser Glaube. Aber dabei handelt es sich doch zunächst um das, was in der Welt geschieht und was uns Menschen widerfährt. Alles von Gott, darum alles sinnvoll und am Ende gut! Es ist der Wesenszug an der Religion, den Schleiermacher treffend, wenn auch einseitig das „Gefühl der schlechthinigen Abhängigkeit von Gott" genannt hat.

Hierher gehört auch die kirchliche Lehre von der Vorherbestimmung, die, aus einem erschütternden Erlebnis des Paulus erwachsen, besagen will, daß ewiges Heil oder Unheil eines sündigen Menschen nicht von seinen sittlichen Leistungen abhängt, sondern daß er Gott auf Gnade und Ungnade verfallen ist. Die Frage, ob auch der einzelne Willensakt im Menschen, sei er gut oder böse, von Gott vorherbestimmt sei, wird hier nicht beantwortet, auch nicht in dem berühmten Gleichnis des Römerbriefes, wonach Gott die Menschen schafft, gleichwie der Töpfer Gefäße zu edler oder unedler Bestimmung formt. Auch nicht im Johannes-Evangelium, das die Menschen in Söhne des Lichts und der Finsternis einteilt, jene als Geistgeborene, diese als Fleischeskinder bezeichnet. Auch nicht in der Lehre vom Teufel, dem uranfänglichen Menschenverführer, der wohl Fallstricke legt und zur Sünde reizt, aber nicht zum Bösen zwingt. — Nur in prophetischer Rede hören wir den düsteren Gedanken, daß Gott den sündigen Menschen zur Strafe die Augen blendet

und die Ohren verhärtet, daß sie, der Wahrheit verschlossen, zu Grunde gehen müssen. So „verstockt" der Herr dem ägyptischen Pharao das Herz, daß er nicht anders kann, als den Auszug Israels verweigern. Merkwürdigerweise wird solche Lähmung des Menschenwillens durch Gott nur nach der Richtung des Schlechten hin angenommen. Und doch setzt auch dieser Glaube die ursprüngliche Freiheit voraus, ja, er hebt die persönliche Schuld des so von Gott Geschlagenen keineswegs auf. Besonders deutlich wird diese doppelte Anschauung in dem Jesusworte über Judas Ischarioth: „Der Menschensohn geht zwar dahin, wie es (bei Gott) beschlossen ist. Doch wehe dem Menschen, durch den der Menschensohn verraten wird!" Judas das prädestinierte Werkzeug fluchwürdiger Sünde — dennoch haftbar für seine Tat! — So zwiespältig dachte auch Paulus über Menschenschuld. Nur einmal schreibt er mit völligem Determinismus: „Gott ist es, der in euch wirkt das Wollen und das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen" — also auch den guten Willen. Aber das hindert ihn nicht, vorher und nachher sittliche Imperative an die Gemeinde zu richten, so wie es Jesus unbefangen in der Bergpredigt getan.

Zwei religiöse Erfahrungen sind es, die hier widereinander streiten: das Abhängigkeitsgefühl, mit dem wir in den Allwillen hineintauchen, uns selbst aufgebend; und das Freiheitsgefühl, mit dem wir uns der ewigen Macht gegenüberstellen auf Du und Du, oft in dem Bewußtsein, daß wir wider sie anwollen. Jedes dieser beiden Gefühle ist unwiderleglich und gehört zum Frommsein. Aber es ist wohl zu behaupten, daß das Freiheitsgefühl auch in der Religion das erste und natürlich gegebene ist. Denn überall setzen Propheten und Prediger voraus, daß der Mensch anders will als Gott; daß er ermahnt werden muß, sich in die höhere Weisheit zu ergeben. Zur Gotteinigkeit müssen wir erst erzogen werden:

> Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
> und sie steigt von ihrem Weltenthron.

Und das Gebet: „Nicht wie ich will, sondern wie du willst", ist immer das Ergebnis eines heißen Kampfes. Ja, selbst die Deterministen unter den Theologen, wie Augustinus, Luther und Calvin haben die Willensunfreiheit, die sie mehr oder minder folgerecht vertraten, nicht als Grund gebraucht, sich vor Gott mit Gott zu entschuldigen, daß sie „täglich viel sündigten und wohl eitel Strafe verdienten". Ihr ursprüngliches Freiheitsgefühl wurde weder von der Dogmatik erstickt, noch durch ihr frommes Abhängigkeitsgefühl entkräftet. Waren doch gerade sie ausgesprochene Willensmenschen. — Ich halte es für eine Geschmacklosigkeit, wenn man das Wort Luthers in Worms: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders . ." als ein feierliches Bekenntnis zum Determinismus ausgelegt hat. Vielmehr ist es der stärkste Ausdruck jenes kühnen Trotzes, der sein „Ich", unbeirrt von allen einstürmenden Motiven, der ganzen Welt wie eine geballte Faust entgegenhält! Ein Determinist könnte erwidern: „Nun wohl, dann war eben Gott sein Motiv. Und die Willensfreiheit im Lichte der Religion besteht darin, daß einer den göttlichen Willen, wie er ihn im Gewissen empfindet, sich zum entscheidenden Beweggrund werden läßt . . .: Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde." — Ich leugne das nicht. Was ich leugne, ist dies, daß wiederum diese Hineingabe des eigenen Willens in den göttlichen eine kausale Notwendigkeit sei, die Resultante aus einer Unsumme von Weltallbewegungen, die auf unser Ich einwirken. Ich leugne, daß Religion eine naturgesetzliche Seelenmechanik ist.

Denn diese entwertet die Religion, wie alles Geistesleben, zu einem leeren Spiel der Kräfte. Wenn das, was geistig in mir vorgeht, nur ein Denkgetriebe ist, in dem nach vorgeschriebenen Regeln Vorstellungen sich anziehen, abstoßen, gesellen, trennen, ordnen — so hat offenbar jede Vorstellung, weil sie ja notwendig in mir entsteht, den gleichen Wert wie die andere. Ich habe nicht das Recht, die eine „wahr", die entgegengesetzte „falsch" zu nennen. — Man mag erwidern: Wahr ist eben das, was den Denkgesetzen gemäß ist. Jedoch, wenn ich es nicht bin, der seine Gedanken verbindet, löst und ordnet; wenn ich nur der Zuschauer dieses Geistesmotors in mir bin, unfähig, an seinem Gang etwas zu ändern; wenn mein Ichbewußtsein nur darüber schwebt, wie der farbige Bogen über dem Spiel der Wassertropfen — so sind „wahr" und „falsch" für mich leere Begriffe, die gar keinen Schätzungswert für mich besitzen, mir kein persönliches Interesse erregen können. Es ist nicht einzusehen, wie ich mich unter solchen Umständen für die Wahrheit begeistern, ihr leben und sterben kann, wie es die Religion von mir verlangt.

Ja, auch von „recht" und „unrecht" kann dann im Ernst keine Rede sein. Denn die schlechte Tat ist ebenso notwendig wie die gute. Und so verliert unter dem unentrinnbaren Kausalgesetz nicht nur die Religion ihre Weihekraft, auch die Sittlichkeit.

Hierbei nun stellt der Determinismus die verblüffende Behauptung auf, daß gerade er das sicherste Fundament der Sittlichkeit sei. Nur wenn mein Wille durch Motive bestimmt ist, bin ich zurechnungsfähig und verantwortlich. Dagegen der Indeterminismus, der die Willenshandlung ursachlos aus barem Zufall erfolgen läßt, entzieht dem sittlichen Urteil den Boden, der sittlichen Beeinflussung die Möglichkeit. — Schon im siebzehnten Jahrhundert erklärte dies der englische Philosoph Hobbes in einem berühmten Schriftwechsel mit dem Bischof Bramhall. Dieser hatte behauptet: Wenn die Deterministen recht haben, so ist es ungerechtfertigt, daß man durch Gesetze gewisse Handlungen verbietet; denn der Missetäter kann ja nicht anders, als das Böse tun. Zum zweiten sind dann alle sittlichen Ermahnungen sinnlos, da ihre Befolgung nicht im freien Willen des Menschen steht. Zum dritten muß man aufhören zu loben und zu tadeln, zu lohnen und zu strafen. — Hobbes antwortet: Gesetze haben den Zweck, den Verbrecher zu bessern. Das aber ist nur möglich, wenn er sich durch sie bestimmen läßt. Unverbesserliche Schädlinge werden durch das Gesetz ausgerottet. Zum anderen haben Ermahnungen nur dann einen Sinn, wenn man hoffen darf, daß sie auf den Willen einwirken. Drittens sind Lob und Tadel zunächst nur Ausdruck des sittlichen Gefallens oder Mißfallens; sodann sollen auch sie ein bestimmendes Motiv für den davon Betroffenen werden. — Hervorragende Juristen, wie Petersen, haben neuerdings diese Gedanken weitergeführt. Jede Willenshandlung ist eine notwendige Folge der inneren Verfassung eines Menschen. Indem ich ihn verantwortlich mache, behaupte ich nur 1. daß er nicht einem äußeren Zwange folgte, sondern eigenem Entschluß; 2. daß er geistig normal war, d. h. die durchschnittliche Widerstandskraft gegen unsittliche Antriebe besaß; 3. daß er also als der Täter seiner Tat anzusehen ist. Ein solcher Mensch hat auch im Sinne des Determinismus „freien Willen", das heißt, die praktische Freiheit, durch vernünftige und sittliche Motive bestimmt zu werden. Er folgt der inneren Kausalität, die teils durch seine ursprünglichen Anlagen, teils durch die Entwicklung seines Charakters bedingt ist. Im Falle einer strafbaren Tat ist er demnach juristisch schuldig, sofern er die Tat wollte und sich ihrer Rechtswidrigkeit bewußt war. Gleichviel, ob man rechtliche Strafen als Vergeltung auffaßt, als Reaktion der Gesellschaft gegen ihre Feinde, als Abschreckungs- oder Besserungsmittel oder Unschädlichmachung des Verbrechers: der Determinismus erlaubt und fordert sie. Ja, das Strafrecht läßt sich durch keine Anschauung besser begründen, als durch diese. — Was das moralische Urteil anlangt, so ist es unabhängig von der kausalen Entstehung der bewerteten Willenshandlung. Ich nenne einen Diebstahl schlecht, gleichviel, wie in dem Diebe der Entschluß zu stehlen gereift ist. Ich nenne aber auch den Dieb einen schlechten Menschen, indem ich „die Mißbilligung der Tat auf den Täter übertrage, aus dessen schlechten Eigenschaften sie hervorging" (Windelband). Ob er anders hätte handeln können? Ja, wenn er anders gewesen wäre! Aber er war einmal so. Und weil seine Tat Ausdruck und Folge seiner Gesinnung war, darum nennen wir ihn „schuldig". Und wenn ihn selber ein Schuldgefühl ergreift, so sagt er sich: „So bin ich nun — so mußte es kommen!" Und wenn ihn Scham und Reue überwältigen, so verabscheut er sich im Ganzen. So wird ihm das Gewissen — dieses ihm anerzogene Urteil der Gesamtheit — zum Motiv der Besserung. — Aber kann er

sich auch bessern? Warum nicht — auch nach dem Determinismus? Wenn die edleren Motive in ihm stärker werden, als rohe Selbstsucht und Begehrlichkeit? Wenn er in Verhältnisse verpflanzt wird, die ihn verführerischen Einflüssen entziehen? So kann er heranreifen zu „sittlicher Freiheit“. Diese, die erst wahrhaft „Freiheit“ zu heißen verdient, „besteht in einer solchen Stärke der sittlichen Antriebe und Kräfte, daß einer den verwerflichen Begierden zu widerstehen vermag“ (Petersen). So arbeitet er durch Einführung sittlicher Motive an der eigenen Vervollkommnung; so wird er „Herr seiner selbst“. — Dagegen die blinde Laune, aus der nach dem Indeterminismus auch die sittlichen Willensentschlüsse hervorgehen, schließt jedes sittliche Urteil aus, da man ursachlose Taten nicht zurechnen kann; und jede sittliche Einwirkung, da Menschen, die auf Motive nicht reagieren, unerziehbar sind.

Ich antworte: Abgesehen von der immer wieder schiefen Auffassung dessen, was die Indeterministen meinen, halte auch ich die Willensfreiheit als Herrschaft des Geistes über niedere Naturtriebe für „eine sittliche Aufgabe des Menschen“. Aber es nützt doch nichts, Aufgaben zu stellen, wenn die Gabe fehlt, sie zu erfüllen. Diese Fähigkeit, statt der Naturtriebe einer innerlichen Norm des Guten zu folgen, bleibt mir die Voraussetzung alles sittlichen Lebens. Sicherlich betont der Determinismus mit Recht die Unentbehrlichkeit sittlicher Motive. Aber sobald er diese in eine Kausalitätenkette einreiht, in deren notwendigen Ablauf wir verflochten seien, verliert für mich das Wort „sittliche Freiheit“ seinen Inhalt. Denn ob es eine geistig oder materiell gedachte Notwendigkeit ist, unter der ich stehe — so bin ich ein Produkt des Kausalzusammenhanges. Gewiß kann ein Determinist gewissen Handlungen und Personen die Etikette „gut“ oder „schlecht“ aufheften; kann das Eine loben und das Andere tadeln. Aber doch mit keiner anderen Wertempfindung, als wenn ich die Schönheit der Natur preise oder auf das schlechte Wetter schelte. Und wie ein deterministisch Denkender sich selbst Vorwürfe machen kann, daß er so ist, wie er ist, bleibt mir unverständlich. Ebenso wie ich nicht verstehe, wie er dem Fatalismus entgehen kann, der sich in üblem Falle damit tröstet: „Ich kann nichts dafür.“ Was übrigens der absolute Indeterminist auch bekennen müßte, so daß sich hier die äußersten Gegensätze berühren.

Das wird auf allen Seiten zugestanden werden: daß wir um unserer geistigen Selbsterhaltung willen zum mindesten so leben müssen, als ob wir frei wären; als ob wir, wie Herkules am Scheidewege, in jedem Augenblick die Wahl hätten zwischen Gut und Böse. Und daran darf uns auch nicht irre machen die zweifellose Macht der andrängenden Motive. „Mag die persönliche Ursächlichkeit nicht immer den Gegengewichten gewachsen sein — die Tragweite ihres Einflusses mag täuschen, ihre Existenz nicht“ (Schwarz). Und auch die Moralstatistik, eine Zeit lang das Lieblingsargument des Determinismus, sollte uns nicht erschüttern. Daß unter einer großen Anzahl von Personen die Zahl der Verbrechen oder der Selbstmorde innerhalb eines Jahres in einem konstanten Verhältnis zur Gesamtzahl stehen, entspricht nur der Tatsache, daß aus dem Zusammenwirken einer regelmäßigen und einer unregelmäßigen Ursache sich mit der Zeit eine gewisse Gesetzlichkeit ergibt.

Man könnte also sagen, daß der endlose Streit um die Willensfreiheit lediglich akademische Bedeutung habe, da wir in der Praxis doch alle freiheitsgläubig seien, uns für Wahrheit, Tugend und Recht begeistern, gegen Lüge und Bosheit uns entrüsten, als wären, wie Martineau sagt, „die Erregungen, die über uns kommen, blasse Phänomene, die vor das Gericht unsrer Persönlichkeit gebracht werden.“ Indessen scheint mir die deterministische Lehre doch eine Gefahr zu bergen. Man kann sich und Anderen so lange vorhalten, daß man „determiniert“ sei, bis einer es müde wird, sein Ich zu betonen und den Willen anzuspannen: eine Beobachtung, die man gerade in unseren Tagen machen kann, wo das ewige Gerede von dem „Einfluß des Milieus“, der „Macht der Verhältnisse“ und dem „Menschen als Naturprodukt“ eine ersichtliche Zeitstimmung erzeugt hat, der gegenüber der Kantische Ruf „Du kannst, denn du sollst!“ und das logisch anfechtbare, aber wundervoll anspornende Lessingwort „Kein Mensch muß müssen“ gar sehr am Platze ist.

Oder sollen wir das Problem einfach stehen lassen, als einen unlösbaren Zwiespalt zwischen der praktischen Forderung der Freiheit und der theoretischen, daß der Wille ursächlich bestimmt sein müsse? Sollen wir den Ausgleich dieses Widerspruchs nur auf dem Gebiete religiösen Glaubens suchen? Mir scheint: der Determinismus hat eigentlich keine Ursache, einen solchen Ausgleich zu suchen, da er in der Praxis des sittlichen und rechtlichen Lebens mit der Willensunfreiheit völlig auszukommen behauptet. Der Indeterminismus aber, der sich wie Kant in das Bockshorn hat jagen lassen, zuzugeben, daß die ursächliche Bestimmtheit des Willens ein Axiom sei, steht am Ende ratlos da. Auch die Religion kann keine befriedigende Lösung dieses Dilemmas geben, da sie an derselben Zwiespältigkeit des Denkens leidet. Wir erleben das Merkwürdige, daß theologische Deterministen die Selbsterlösung des Menschen, also seine Freiheit betonen, während die eifrigsten Prediger des Rufes: „Tuet Buße! Aendert euren Sinn!“ ihn zu einem hülflosen Gegenstand göttlicher Gnade machen.

Wenn ich recht sehe, muß die Ueberwindung dieses Widerspruchs von der Philosophie kommen. Von einer neuen Philosophie, die sich grundsätzlich frei macht von der naturalistischen Weltformel, der auch so viele idealistische Denker unter dem Druck der Naturwissenschaft verfallen sind. Ich unterstreiche zweimal die Erklärung Wundts:

> Die Ethik kann zu ihrem Abschlusse einer metaphysischen Gesamtauffassung des menschlichen Geisteslebens nicht entbehren.

Mir scheint: solche Metaphysik ist nicht nur ein Postulat, sie hat guten erfahrungsmäßigen Grund. Es ist eben eine unbewiesene Behauptung, daß das sogenannte Kausalitätsgesetz dasselbe sei für den fallenden Stein wie für den denkenden Menschen. In unserem Inneren spricht vielmehr Alles dagegen. Wohl gibt es auch Regeln — ich nenne sie „Normen“ — des geistigen Lebens in uns. Aber sie künden sich uns auf eine andere Art an als die der Mechanik. Der einfachste logische Schluß ist ein schlechthin andersartiger Vorgang als die Hebelkraft, die zwei Wagschalen bewegt. Und aus sittlichen Gründen etwas wollen ist nicht dasselbe wie eine Folgeerscheinung nach Naturnotwendigkeit. Der Satz „vom zureichenden Grunde“ leuchtet uns natürlich überall ein. Aber es ist ein Unterschied, ob aus zureichendem Grunde eine Wasserwelle sich hebt, oder ob mir ein Grund zureicht, einen Entschluß zu fassen.*) „Freiheit“, sagt Kant, „ist nichts als das Stehen unter einem anderen Gesetze“ — ich würde lieber sagen: als das Dasein in einer anderen Welt. Da herrscht die Logik, die man mit einem schönen Wort „die Ethik des Denkens“ genannt hat; da herrscht die Ethik, die man „eine Logik des Willens“ nennen könnte. Die Denk- und Willensnormen sind die beiden Archimedespunkte, von denen aus der allgemeine Weltmechanismus aus den Fugen zu heben ist. Uebrigens gibt es eine neueste Naturwissenschaft, die das einzusehen beginnt, die insbesondere in der Biologie die mechanische Weltordnung vielfach durchlöchert findet von den Lebensvorgängen, die einer anderen Ordnung angehören. Der Vitalismus, eine Zeit lang zurückgedrängt, hebt von neuem das Haupt. Lassen wir den Physiologen Bunge reden:

> Je eingehender, vielseitiger, gründlicher wir die Lebenserscheinungen zu erforschen streben, desto mehr kommen wir zur Einsicht, daß Vorgänge, die wir geglaubt hatten physikalisch und chemisch erklären zu können, weit verwickelterer Natur sind und vorläufig jeder mechanischen Erklärung spotten... In der Aktivität, da steckt das Rätsel des Lebens. Den Begriff der Aktivität aber haben wir nicht aus der Sinneswahrnehmung geschöpft, sondern aus der Selbstbeobachtung... Die Mechanisten gehen den Krebsgang; sie verlegen die nach außen projizierten Begriffe wiederum ins Innere der Lebensvorgänge zurück... Statt dessen müssen wir ausgehen von dem Bekannten, der Innenwelt, um das Unbekannte zu erklären, die Außenwelt.

Darum ist, so fahre ich fort, der Determinismus eine falsche Methode. Selbst „unsere ganze geistige Vergangenheit summiert“, sagt Wundt, ergibt noch keine „aktive Einheit“.

*) Es ist eine falsche Alternative des Determinismus zu sagen: Entweder ist ein Willensvorgang Zufall oder Notwendigkeit. Das gilt in der Außenwelt. In uns kennen wir ein Drittes, das heißt „Freiheit“.

Jene neue Philosophie, die ich erhoffe, die vom Geiste ausgehen wird, um die Welt zu erklären und, wie Rudolf Eucken es anstrebt, die Eigenart des Lebensprozesses zu erweisen und die Selbständigkeit des Geisteslebens, zu der er emporsteigt — auch diese neue Philosophie wird das Problem der Willensfreiheit nicht restlos lösen, aus bereits erwähntem Grunde. Aber sie wird Beiträge liefern zu der immer klarer aufstrahlenden Erkenntnis, daß die Welt das Gegenteil von einer Unsumme mechanischer Notwendigkeiten ist. „Es will sich ein ewiger Wille vollenden. . .!“ Und dieser schöpferische Gesamtwille wirkt auch durch uns hindurch, als das letzte Motiv unsres Lebens, weder determinierend, noch grundlos, sondern in einer unerklärlichen Freiheit.

Walter Nithack-Stahn

Alexandrien in der alten Kirche

Eine Wiener Habilitations-Vorlesung

1

Die politische Lage der Gegenwart hat das allgemeine Interesse wieder einmal nach dem Nordosten Afrikas gelenkt. Im Zusammenhang mit den reichen Papyrusfunden der letzten Dezennien wandte die Wissenschaft bereits seit geraumer Zeit diesem wichtigen Kulturgebiet des einstigen römischen Reiches ihre besondere Aufmerksamkeit zu. Auch die Kirchengeschichtsschreibung verfolgt mit Spannung die Ergebnisse dieser Forschung; denn die Kirche hat in dem nordöstlichen Afrika eine Kultur geschaffen, deren Vorhandensein allein die Ueberlegenheit des Christentums über die heidnische Antike deutlich beweist. Im Mittelpunkt dieser Kultur steht Alexandrien. Ein auch nur flüchtiger Blick in die Annalen der alten Kirche und eine allerdings vertiefte Betrachtung der historischen Zusammenhänge läßt uns die hervorragende Stellung Alexandriens in der Gesamtgeschichte des Christentums leicht erkennen. Es verlohnt sich, einmal zusammenhängend Alexandrien in der alten Kirche zu behandeln.

Es ist merkwürdig, daß wir über die Geschichte der christlichen Kirche in Alexandrien bis etwa 180 so gut wie keine sicheren Nachrichten besitzen. Die Gründung durch Markus, über die Eusebius berichtet, ist Legende. Renan hat daraus geschlossen, das Christentum hätte daselbst in den ersten Jahrzehnten neben der philonischen Gedankenrichtung nicht recht aufkommen können. Dieser Rückschluß ist voreilig. Es ist wohl ein reiner Zufall, daß unsere Quellen, in denen in bezug auf die alte Kirche auch sonst noch manche empfindliche Lücke klafft, über Alexandrien so wenig zu berichten wissen. Im Jahre 180 tritt Alexandrien als eine lebenskräftig organisierte Gemeinde in das Licht der Geschichte. Dies wäre unmöglich, hätte die Gemeinde nicht eine längere erfolgreiche Entwicklung bereits hinter sich. Vielleicht haben übrigens die Berichterstatter bei der Nichtberücksichtigung der Anfänge des christlichen Alexandriens unbewußt das Richtige getroffen, indem sie auf diese Weise die eigentliche Bedeutung Alexandriens von vornherein in die richtige Beleuchtung rücken. Ueber die Kirche zu Alexandrien fließen nämlich unsere Quellen reichlicher erst von dem Zeitpunkt an, wo sie ihre Weltmission zu erfüllen begann. Um 180 war das Christentum so weit, daß es nun den Kampf gegen die bestehende Kultur auf der ganzen Linie aufnehmen konnte. Es ist die Zeit, wo die Apologeten Kirche und römisches Weltreich, die künftige Entwicklung vorausahnend, zu einander in positive Beziehung bringen. Damals empfiehlt Melito von Sardes dem Kaiser Mark Aurel die Kirche seinem besonderen Schutz, da diese und das Kaisertum gleichzeitig entstanden sozusagen als Milchschwestern durch die göttliche Vorsehung auf einander angewiesen seien. Die führenden Geister der Kirche hatten es klar erfaßt, daß das Christentum, soferne es die Religion der *οἰκουμένη* *) werden wolle, alle durch das Heidentum geprägten Werte umprägen, oder anders ausgedrückt, daß es eine christliche Kultur schaffen müsse. Das Uebel mußte an der Wurzel angefaßt, d. h. die philosophisch-wissenschaftlichen Grundlagen der bestehenden Gesellschaftsordnung mußten erschüttert werden. Die Auseinandersetzung zwischen Christentum und Heidentum spitzt sich auch in der Tat zu einer Erörterung der prinzipiellen Fragen zu. Es sei nur an die Polemik eines Celsus erinnert. Die albernen Anwürfe von den thyesteischen Mahlzeiten und den ödipodeischen Vermischungen verstummen allmählich. Wir können nun die Beobachtung machen, daß in dem Maße, wie das Christentum sich in dieser Richtung entfaltet, Alexandrien in den Vordergrund rückt. In Alexandrien werden die Grundlagen der christlichen Kultur gelegt, der die Zukunft des römischen Reiches gehören sollte. Gewiß ist an diesem Prozeß die gesamte *οἰκουμένη*, wohin die Kunde von Christus drang, mit beteiligt; aber nirgends vollzieht sich die Auseinandersetzung mit dem Heidentum so unmittelbar und mit einem solchen Aufgebot von Geisteskräften wie in Alexandrien. Denn nirgends sonstwo waren die Vorbedingungen hiefür reichlicher vorhanden als gerade in Alexandrien.

Alexandrien, eine Schöpfung Alexanders des Großen, war von allem Anfang mit der Abzweckung angelegt worden, ein Brennpunkt der von dem genialen Mazedonerkönig in Fluß gebrachten sogenannten hellenistischen Kultur zu werden. Hier kreuzten sich an der Grenze zweier Kulturkreise griechische und orientalische Einflüsse. Das Ergebnis dieser Kreuzung war die eigenartige Religionsphilosophie des Neupythagoreismus und Neuplatonismus, die Synthese der platonischen Ideenlehre wie der griechischen Philosophie überhaupt und der orientalischen Mystik. Es ist kein Zufall, daß der Neupythagoreismus im ersten christlichen Jahrhundert die Philosophie Alexandriens wurde und der Begründer der neuplatonischen Richtung, Amonius Sakkas, und deren Systematiker, Plotinus, der alexandrinischen Kultur entstammen. Im Neupythagoreismus und Neuplatonismus wirkt auch unverkennbar die jüdisch-hellenistische Philosophie des Alexandriners Philo, des großen Sohnes der jüdischen Diaspora, nach. Das Judentum hatte sich zur Weltreligion ausgebildet, als es ihm gelungen war, seine Gedanken in griechische Formen zu fassen. Dieser Vorgang spielt sich in Alexandrien ab, wo sich die beiden Welten berührten. Die in der Geschichte des Monotheismus epochemachende Septuaginta-Uebersetzung, welche die hebräische Bibel zu einem Buche der Weltliteratur erhob, konnte nur auf diesem Boden entstehen. Mit der Philosophie hielten in Alexandrien gleichen Schritt die übrigen Wissenschaften, voran die Philologie, der sich an der Sprachgrenze ein reichliches Forschungsmaterial von selbst darbot. Dank der günstigen kommerziellen und wirtschaftlichen Lage waren in Alexandrien die Mittel zur Pflege der Wissenschaft in besonderem Maße vorhanden. Das Sammlungen aus allen Wissenszweigen umfassende Museum und die berühmte Bibliothek mit ihren 400 000 Rollen, die in bezug auf ihre Vollständigkeit mit dem Britischen Museum verglichen werden könnte, ermöglichten ein großzügiges Studium wie nicht bald anderswo.

Das bekannte Pauluswort aus dem Galaterbrief „Als die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn“ wird nicht mit Unrecht auf die Vorbereitung des Christentums durch die griechische Philosophie, die je länger je mehr einen ethischen Monotheismus klar erfaßte, und das zur Weltreligion sich ausbildende Diaspora-Judentum gedeutet. Das Christentum setzte sich in dem Maße durch, als es die heidnisch-philosophische Weltanschauung umbildete und die Propaganda des Judentums zurückdrängte. Beide Momente waren aber nirgends so scharf ausgeprägt als in Alexandrien. Es verstand sich von selbst, daß hier eine Hauptschlacht zwischen Christentum und Antike geschlagen werden mußte.

Die Lage verwickelte sich für die Kirche in Alexandrien noch durch eine Erscheinung, die sie zwang mit zwei Fronten zu kämpfen, die Gnosis. Diese drohte der Ausbreitung der Kirche insofern gefährlicher zu werden, als sie bewußter die Verschmelzung zwischen Hellenismus und Christentum anstrengte. Zur Verdeutlichung der Gefahr genügt es, an Namen zu erinnern wie Basilides, der in Alexandrien sein Zelt aufschlug, und Valentin, der von hier seinen Ausgang genommen hatte. Wir sind berechtigt, den Kampf gegen die beiden Fronten zu-

*) Oikumene = orbis terrarum, Erdkreis. D H

sammen zu behandeln, da es sich 1) in beiden um eine prinzipielle Auseinandersetzung zwischen der christlichen und antiken Weltanschauung handelt, 2) dieselben Kampfesmittel angewendet werden, und 3) die spezifische Gnosis der spätgriechischen Philosophie näher steht als der christlichen Theologie.

Wir betrachten im Folgenden zusammenhängend die Bedeutung Alexandriens in der alten Kirche unter einem fünffachen Gesichtspunkt.

1. Die griechischen Philosophen verbreiteten ihre Anschauungen durch die sogenannten Philosophenschulen, wie nicht minder die gnostischen Lehrer Schulen begründeten. Auf christlichem Boden mußte zwecks religiöser Aufklärung etwas Aehnliches geschaffen werden. So entstand die berühmte alexandrinische Katechetenschule. Christliche Privatschulen unterhielten Justin, Tatian u. A.; die alexandrinische war die erste, welche zur Kirche in ein festes Verhältnis trat. Im Dienste der Universalreligion zog sie von vornherein ihre Grenzen weiter als die heidnischen Philosophen, wobei aber in ihr, und dies ist das Entscheidende, auch alle die Probleme erörtert wurden, welche die heidnischen Denker beschäftigten. Aus einer Konfirmandenanstalt entwickelte sich die alexandrinische Katechetenschule alsbald zu einer theologischen Fakultät, welche nicht nur Taufbeflissene, sondern auch gebildete für religiöse Fragen interessierte Heiden besuchten. Die Tragweite der Anstalt verdeutlichen die Namen ihrer bedeutendsten Vorsteher: Clemens, Origenes, Dionysios, Didymus.

2. Heidentum und hellenistisches Judentum verdankten ihren Bestand zum guten Teil ihrer Wissenschaft. Wollte das Christentum jenen den Rang ablaufen, so mußte es eine christliche Wissenschaft schaffen. Dem Zuge der Zeit folgend hat die Kirche allenthalben bedeutende Ansätze einer christlichen Wissenschaft hervorgebracht. Der systematische Aufbau und die universelle Zusammenfassung blieb aber Alexandrien vorbehalten. Hier erlebte die alte Kirche ihren Polyhistor, Origenes, welcher der Mission schon insofern einen unschätzbaren Dienst erwies, als er zeigte, daß man ein glühender martyriumfreudiger Christ sein und dabei auf der Höhe der zeitgenössischen Bildung stehen könne. Origenes war die beste Widerlegung aller von seiten des Heidentums gegen des Christentums erhobenen Anwürfe wegen dessen angeblicher Kulturfeindschaft.

In Alexandrien hatte die heidnisch-jüdische Forschung wie nicht minder die Gnosis zwei für die Religionswissenschaft grundlegende Wissenszweige ausgebildet: die Exegese der heiligen Schriften und die religiös-philosophische Systematik. Auf beiden Gebieten hat die christliche alexandrinische Theologie epochemachende Leistungen zu verzeichnen. Es traf sich gut, daß man in der Katechetenschule einen wissenschaftlichen Sammelpunkt hatte. Das Forschungsprinzip der christlichen Theologen ging dahin, den Gegnern durch Anwendung ihrer eigenen Methode im christlichen Sinne den Wind aus den Segeln zu nehmen. Die hellenistisch-jüdische Auffassung von dem dreifachen Schriftsinn wurde beibehalten, erhielt aber die Wendung, daß gerade die stufenweise aufsteigende Erkenntnis der in der heiligen Schrift niedergelegten göttlichen Offenbarung die unbedingte Wahrheit der christlichen Religion erweise. In bezug auf die kritisch-exegetische Behandlung des Textes läßt man sich gerne von der heidnischen Philologie unter Berücksichtigung der gnostischen Bibelforschung unterweisen. Unter diesen Voraussetzungen erblühte in Alexandrien eine biblische Wissenschaft, die zugleich den Frühling der christlichen Bibelforschung bedeutet. Clemens kommentiert in seinen Hypotyposen verschiedene Schriften beider Testamente, wie später Didymus zahlreiche Kommentare verfaßte. Beide überragt Origenes, der in seiner Hexapla, einer kritischen Zusammenstellung von sechs Textrezensionen bez. Uebersetzungen als Erster daran erinnerte, daß eine der Hauptvoraussetzungen einer wissenschaftlichen Bibelforschung der zuverlässige Text sei, wie er andrerseits in seinen Scholien, Homilien und Kommentaren die verschiedene Behandlung der Schrift im Dienst der Erbauung wie der Forschung veranschaulicht. Athanasius und Cyrill setzten alsdann die alexandrinische Tradition fort. Karl Völker

Vom Evangelischen Bund

Was den Angriffen, die in der letzten Zeit von evangelischer Seite gegen den Evangelischen Bund gerichtet worden sind, ihre Bedeutung gibt, ist nicht der Erfolg — der ist bisher sehr gering. Auch nicht der Inhalt der Vorwürfe, die dem Bund wegen seines Tuns und Lassens gemacht worden sind — zum großen Teil handelt es sich da um kleinliche Dinge, Uebertreibungen, Irrtümer. Es ist vielmehr der Wille, der hinter jenen Angriffen steht. Man wird zu der Frage gedrängt, ob die Kreise auf der Rechten, die so entschieden den Evangelischen Bund sprengen wollen, eine entsprechende Haltung auch gegen unser Landeskirchentum einzunehmen entschlossen sind, und wenn ja, was daraus folgt.

1

Kreise auf der Rechten — der Bund ist zwar auch von links her angegriffen worden. Man meinte hier und da, er hätte gegen das Irrlehregesetz und die Absetzung Jathos als gegen römisches Wesen in unseren Kirchen Front machen müssen. Tatsächlich hätte er der Kreuzzeitung, der Deutschen Tageszeitung, der Reformation und seinen sonstigen Gegnern keinen größeren Gefallen tun können, als diesen Rat zu befolgen. Dann hätten diese ja für ihre längst erhobene Anschuldigung, der Bund sei liberal, den Beweis gehabt. Die Ergebnisse der Werbearbeit, die er in den letzten Jahren gerade in dem ihm früher wenig zugänglichen Norden und Osten unseres Vaterlandes mit Erfolg betrieben hat, wären mit einem Schlage in Frage gestellt worden. Es war aber wahrhaftig nicht bloß Taktik, wenn er den Fällen Jatho und Traub gegenüber Zurückhaltung übte. Es ist mühsam genug gewesen, in einem Vierteljahrhundert eine große Zahl deutscher Protestanten zu gemeinsamer Verteidigung der gemeinsamen Güter zusammenzubringen; um so unverantwortlicher wäre es gewesen, das Vertrauen, das der Bund als gesamtprotestantische Abwehrorganisation allmählich rechts wie links gewonnen hat, zu verschleudern, indem er den innerkirchlichen Richtungsstreitigkeiten gegenüber nicht peinliche Zurückhaltung übte. Daß er das muß, ist denn auch von so gut wie Allen eingesehen worden — auf der kirchlichen Linken nämlich und in der Mitte.

Nicht im selben Maße auf der Rechten. Zwar die Meinung ist irrig, der Bund sei in der Gegenwart heftigeren Angriffen von rechts her ausgesetzt, als je vorher, und dies habe seinen Grund darin, daß seine Leitung dem Liberalismus zuneige. Was Letzteres angeht, so sollte Niemand übersehen, daß von dem Präsidium des Bundes, gegen den sich diese Angriffe richteten, drei Männer konservativ waren (v. Lessel, Wächtler, Witte) und nur der Vierte politisch nationalliberal (Everling). Aber vielleicht tritt gerade die Person Everlings als des geschäftsführenden Vorsitzenden besonders in den Vordergrund? Nun, jedenfalls sind die Angriffe auf den Bund von rechts her früher noch heftiger gewesen, als seine Leitung rein konservativ war (Graf Wintzingerode und Witte). Nachdem schon Ende 1903 die Polemik von dieser Seite, wesentlich mit denselben Gründen wie heute, in der Kreuzzeitung und verwandten Blättern gepflegt worden war, fuhr man Anfang 1904 das schwere Geschütz einer Erklärung in der Konservativen Korrespondenz, dem offiziösen Organ der konservativen Partei Preußens, auf. Es wurde das „die evangelische Kirche schädigende Wirken des Evangelischen Bundes" bekämpft; zwar müßten die Ziele des Bundes „von allen evangelischen Christen gebilligt werden", jedoch diese Ziele würden „durch die liberalen beziehungsweise liberalisierenden Leiter und Wortführer des Bundes verdunkelt und für liberale Parteizwecke gemißbraucht." So parteiamtlich haben die Konservativen nie wieder gegen den Evangelischen Bund Stellung genommen.

Aber das ist richtig, in den letzten Jahren, seit 1909, wird der Bund von rechts her schärfer bekämpft als etwa in den unmittelbar vorausgegangenen Jahren. Der Grund ist erstens: während des Bülowblocks waren die politischen Gegensätze zwischen Konservativen und Liberalen milder, Beider Gegensatz gegen das Zentrum schärfer geworden. Als jener Block brach, mußte die in weiten evangelischen Kreisen herrschende

Abneigung gegen das Zentrum sich auch einigermaßen gegen die Parteien kehren, die nun mit ihm zusammen den Gang unserer Politik bestimmten; wären es die Fortschrittler gewesen — die ja früher, unter Eugen Richter, mannigfach mit dem Zentrum zusammengingen —, so wäre sie diesen unangenehm geworden; jetzt waren es die Konservativen, gegen die sich jene Stimmung mit richten mußte. Und sie wurde gerade seit dem Augenblick wieder stärker, wo das Zentrum erneut zur Macht kam; es ist bezeichnend, daß nie in den letzten fünfzehn Jahren das Wachstum des Evangelischen Bundes geringer war, als in den Jahren des Bülowblocks, wo das Zentrum ausgeschaltet schien. Und als der Rechten einige ihr bisher sichere Kreise im Osten bei Ersatzwahlen verloren gingen, schrieb man alsbald einen Teil der Schuld dem Evangelischen Bunde zu, der allerdings landauf landab rief: „Haltet nicht dem Zentrum wieder den Steigbügel!" Daß er dabei sich sorgfältig hütete, zu den wirtschaftlichen Fragen der Finanzreform Stellung zu nehmen oder parteipolitisch zu agitieren (so ist, obwohl ihm das vorgeworfen worden ist, tätsächlich nie in seinen Blättern vom „schwarzblauen Block" die Rede gewesen), das machte ihn für die Konservativen nur schwerer angreifbar, verminderte aber nicht die Feindschaft gegen ihn in der Kreuzzeitung und der Deutschen Tageszeitung. Nun sind ja die Verluste der Rechten im Osten bei den Wahlen von 1912 nicht so stark gewesen, wie Manche erwartet hatten; aber die Lage im neuen Reichstag (und der Wahlreform im preußischen Abgeordnetenhaus gegenüber) hält doch Konservative und Zentrum — trotz Polenenteignung, Jesuitenfrage und Anderem, worin beide Parteien auseinandergehen — weiter so eng zusammen, daß bei vielen, nicht bei allen Konservativen der Wunsch nur noch stärker geworden ist, den Evangelischen Bund, weil er solches Zusammengehen erschwert, aus dem Wege zu räumen.

2

Günstigste Aussichten dafür scheint die Verschärfung der innerkirchlichen Gegensätze zu bieten. Wie scharf sie geworden sind, davon gibt die Christliche Welt kein Bild. Das ist sehr erfreulich, sofern nämlich regelmäßiges Lesen der miteinander streitenden Kirchenzeitungen der verschiedenen Parteien eine sehr unerquickliche Aufgabe ist; wer aber ermessen will, bis zu welcher Leidenschaft die Kämpfer sich erbittert haben, muß jene Kirchenzeitungen lesen; aus der Christlichen Welt ist das, mag sie auch in den beiden letzten Jahren mehr Kirchenpolitisches gebracht haben, als manchem alten Freunde lieb war, schlechterdings nicht zu erkennen.*)

Nun gibts, namentlich im Osten unseres Vaterlands, viele politisch überhaupt wenig interessierte, ihrer kirchlichen und politischen Grundstimmung nach aber konservative evangelische Christen, die in ihren Blättern ein derartig abschreckendes Bild vom Liberalismus gezeichnet bekommen, daß sie immer fester überzeugt werden: muß er schon auf staatlichem Gebiet bekämpft werden, so ist der kirchliche Liberalismus schlechthin unerträglich, weil er ungläubig ist, abgeirrt von den Grundgedanken des Evangeliums, christusleugnend, sittlich lax, pietätlos; rafft sich die an den Staat gebundene Landeskirche unverantwortlicher Weise nicht auf, ihn auszustoßen, so ist es doch auf jeden Fall vom einzelnen gläubigen Christen pflichtwidrig gehandelt, sich zur Verteidigung des Evangeliums mit diesen seinen schlimmsten Feinden, den kirchlich Liberalen, zusammenzuschließen. Ein freier Evangelischer Bund erscheint ihnen nur dann sittlich möglich, wenn er ein mannhaftes Bekenntnis gegen Jatho, Traub und Genossen ablegt, scharf die Grenze nach links hin zieht. Dabei sind sie zugleich strenge Gegner Roms; gegen den Ultramontanismus, dessen moderne Formen sie freilich wenig kennen, reden sie Worte von reformatorischer Kräftigkeit, und das Zentrum fördern zu wollen liegt ihnen fern.

Aber ihre Stimmung gegen den Liberalismus wird nun benutzt von solchen, die aus realen Gründen, um politischer Vorteile willen, mit dem Zentrum gehen wollen; fast jede Aeußerung einer rechtsstehenden Kirchenzeitung, worin der Evangelische Bund getadelt wird, geben sogleich Blätter der politischen Rechten weiter und unterstreichen sie. Und zwischen denen, die, politisch wenig interessiert, gegen den Bund, der ihnen als liberal verschrieen wird, religiös-kirchliche Bedenken haben, und den reinen Machtpolitikern, die diese kirchliche Stimmung mit Vergnügen benutzen, steht eine Anzahl Männer, die, kirchlich und politisch eifrig, ein Programm vertreten, das dem des Evangelischen Bundes gerade entgegengesetzt ist. Sagt der Evangelische Bund: „die verschiedenen »Richtungen« in der Evangelischen Kirche können und sollen sich doch zu gemeinsamer Abwehr gegen den Ultramontanismus, wie auch gegen den Materialismus, zusammenfinden", so fühlen diese Männer sich einem „gläubigen Katholiken" näher als einem „ungläubigen" (d. h. liberalen) „Protestanten"; mit Letzterem zum Kampfe gegen Rom sich zu verbinden, geht ihnen gegen das Gewissen, aber mit dem „gläubigen Katholiken" zusammen gegen den Liberalismus zu kämpfen, erscheint ihnen unbedenklich.

Solche Gedanken sind ja nicht neu. Vor mehr als einem halben Jahrhundert sprach sie der Leipziger Kirchenhistoriker Kahnis aus, die Kreuzzeitung und das Deutsche Adelsblatt haben sie beständig wiederholt, und danach gehandelt haben manche konservativ gerichtete Evangelische je und je. Manche; in unseren Tagen tun es namentlich die Christlich-Sozialen Stöckerscher Art. Namhafte konservative Theologen wie Theodor Kaftan und Hunzinger gehen diesen Weg nicht mit. Ersterer hat sowohl in seinem auf der Chemnitzer Tagung des Evangelischen Bundes gehaltenen Vortrag über das Schlagwort von der gemeinsamen christlichen Weltanschauung, die gläubige Katholiken und Protestanten verbinde,*) als auch in Artikeln, die er 1911 und 1912 in die Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung über den Evangelischen Bund schrieb, zwar keinen Zweifel daran gelassen, wie fern er sich den Kirchlich-Liberalen fühlt, wie scharf sein Gegensatz zu Allen ist, deren Auffassung von Christus der seinen nicht entspricht; aber er trat entschieden für den Bund ein, weil alle Evangelischen eine Fülle gemeinsamer politischer, kultureller und recht verstanden auch religiöser Interessen verbinde. Dabei hätte er freilich den § 2 im Programm des Bundes, wonach dieser sich zu Jesu Christo, dem eingeborenen Sohne Gottes, dem alleinigen Mittler unseres Heils, und zu den Grundsätzen der Reformation bekennt, am liebsten gestrichen gesehen; für Kaftan liegen Notwendigkeit und Recht des Bundes schon in der Aufgabe, unsere protestantische Kultur gegen den Ultramontanismus zu schützen. Für viele andere kirchlich-Konservative, die dem Bunde angehören, sind jedoch gerade jene Worte von höchstem Wert; einem Bunde, der keinen solchen Satz in seinem Programm hat, möchten sie nicht angehören.

3

Seit dem Winter 1911/12 gehen in einigen Blättern der Rechten die Angriffe auf den Bund mit großer Regelmäßigkeit fort. In der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung widersprach Möller (Gütersloh) Kaftans freundlichem Urteil über den Bund; später erschien ebenda eine gehässige Kritik des Bundes durch Dr. Lauenstein, einen alten Gegner, dessen Kampfesweise gegen den Bund früher schon die Gerichte beschäftigt hat: in eigentümlichem Gegensatz steht zu der sonst stramm nationalen Haltung des Blattes die Tatsache, daß Lauenstein ein leidenschaftlicher Welfe ist (was aber die Redaktion, die das später erfuhr, den Lesern vorenthielt). Vor allem aber griffen der Reichsbote, den an Stelle Engels jetzt ein Sohn des früheren Kreuzzeitungsredakteurs Kropatscheck herausgibt, und die Reformation alles Mögliche auf, um den Bund als liberal zu erweisen: jeden Festgottesdienst, in dem nicht das Apostolikum gebraucht wurde, oder den Wortlaut eines „Werbebüchleins", d. h. daß hier an einer Stelle früher das Programm verkürzt wiedergegeben war (es hieß da nur: „zu Jesu Christo" und nicht „zu Jesu Christo, dem eingeborenen Sohne Gottes", an einer anderen Stelle aber war der ganze Wortlaut mitgeteilt und in späteren Auflagen überall eingesetzt). Zum großen Teil waren die Bemängelungen

*) Das ist richtig. D H.

*) Gemeinsame Weltanschauung, Ultramontanismus, Protestantismus. Von Theodor Kaftan. Berlin, Verlag des Evangelischen Bundes. 25 Pfg.

so kleinlich, daß es nicht zu hart war, sie als Querulantentum zu beurteilen. Daß die wirklichen großen Schwierigkeiten unserer kirchlichen Lage auch den Evangelischen Bund bedrücken, ist klar, und davon wird noch zu reden sein. Aber jene Nörgeleien waren wenig erfreuliche Mittel im Dienst des offensichtlichen Bestrebens, zu erreichen, daß auf der bevorstehenden Generalversammlung des Bundes in Saarbrücken die Bekenntnisfrage aufgerollt und zum Sprengmittel für den Bund werde.

Das ist mißlungen. Hat noch 1905, als der Fall Fischer auf solcher Tagung zur Sprache gebracht wurde, der damalige Schriftführer des Bundes, D. Witte, erklären müssen, dieser Fall gehe den Bund nichts an, so herrschte 1912 in Saarbrücken Einmütigkeit darüber, daß der Bund im Falle Traub Zurückhaltung üben müsse, wie er sie 1911 im Falle Jatho geübt hat; es ist auf diesen Versammlungen keine Stimme mehr laut geworden, die es anders gewollt hätte. Ebenso hatten sich schon vorher Versammlungen von Hauptvereinen geäußert; überhaupt hat es, seit bei der Gründung des Bundes nach mancherlei Verhandlungen jene erwähnten Worte in sein Programm aufgenommen wurden, nie mehr einen Streit um sie im Bunde gegeben. Die Gegner des Protestantismus machen uns zu viel Arbeit, als daß wir Muße hätten, in einer freien Organisation, die ja Bekenntnisgemeinschaft nach Art einer Kirche mit all den Problemen, die in rechtlicher Lehrordnung liegen, gar nicht sein kann und will, uns dogmatisch zu veruneinigen. Die Saarbrückener Versammlung, auch äußerlich wohl gelungen, bekundete nach Vorträgen von Wächtler, Waitz und Scholz über den Schutz der gemeinsamen Güter des Protestantismus auf kirchlich-religiösem, geistig-kulturellem und national-politischem Gebiet den entschiedenen Willen, zusammenzuhalten. Gleichzeitig wurde im Interesse stärkerer Beeinflussung des öffentlichen Lebens die Geschäftsstelle des Bundes von Halle, wo sie seiner Zeit wesentlich infolge persönlicher Beziehungen (Beyschlag u. A.) ihren natürlichen Sitz gehabt hatte, nach Berlin verlegt.

4

Seitdem wird noch leidenschaftlicher gegen den Bund gearbeitet. Wesentlich von den Kreisen aus, die sich im Deutsch-evangelischen Volksbund zusammengeschlossen haben. Es wird oft so dargestellt, als sei dieser eben erst begründet, und zwar aus Unzufriedenheit „Positiver“ mit dem Evangelischen Bund, und in kräftigem Wachstum begriffen. Tatsächlich besteht er seit Sommer 1911. Sein Direktor ist Stuhrmann in Godesberg, früher Geistlicher des Westdeutschen Jünglingsbundes; neben ihm ist besonders Philipps in Berlin, der Herausgeber der Reformation, hervorgetreten. Beide eifrige christlich-soziale Politiker, dieser Vorsitzender der Partei, jener bei der letzten Reichstagswahl ihr Kandidat in Lennep. Seinem Programm nach mußte der „Volksbund“ zunächst als Seitenstück zu gewissen Organisationen der Inneren Mission, zur Kirchlich-sozialen Konferenz oder den kirchlichen Preßverbänden erscheinen; er wurde aber von einigen politisch rechtsstehenden und den Zentrumsblättern sogleich als Ersatz des Evangelischen Bundes begrüßt. Von Abwehr gegen den Ultramontanismus stand freilich in seinem Programm nichts. Erst als Mitte Oktober 1912 die Kreuzzeitung, der Reichsbote, die Deutsche Tageszeitung und verwandte Blätter meldeten, es werde gegenwärtig eine größere Bewegung zum Austritt aus dem Evangelischen Bunde vorbereitet, und den Volksbund erneut als Ersatz empfahlen, hat dessen Ausschuß am 21. Oktober erklärt, mit seinem Programm sei selbstverständlich auch die Abwehr gegen ultramontane Uebergriffe gegeben (zugleich freilich, daß man den Hauptgegner im radikalen Liberalismus erblicke, und mit dem gläubigen katholischen Teil unseres Volkes im Kampf gegen die antichristlichen Mächte Fühlung halten wolle). Und als Grund, von den „Positiven“ den Austritt aus dem Evangelischen Bunde zu fordern, benutzte man, daß Baumgarten berufen worden war, in Berlin bei einer Reformationsfeier des Bundes zu reden. Zwar ward an Entgegenkommen und Aufklärung sofort alles Denkbare geleistet: der Berliner Zweigverein bewies, daß diese Berufung erfolgt war, ehe die letzte Verschärfung der innerkirchlichen Gegensätze eintrat, also nicht als Demonstration gegen rechts gemeint sein konnte, und daß er oft anerkannt kirchlich rechtsstehende Redner gehabt habe, endlich daß für Baumgarten als Redner gerade auch seine rechtsstehenden Vorstandsmitglieder gewesen waren; Reichsbote und Reformation gaben sich damit keineswegs zufrieden, sondern arbeiteten eifrig weiter für den Volksbund, gegen den Evangelischen Bund.

Freilich der Erfolg blieb sehr fragwürdig. Es ist dem Volksbund erstens nicht gelungen, die Scheidung der Geister, auf die er überhaupt hindrängt, durchzusetzen, daß nämlich die „Positiven“ einerseits und alle nicht-„Positiven“ anderseits, schon auf kirchlichem Gebiet einander schroff entgegenstehend, auch politisch sich klar auf zwei einander feindliche Heerlager verteilen, indem die „Positiven“ politisch rechts stünden, die andern „links“. Schon Stöcker, der doch mehr bedeutete, als seine Erben, hat das nicht vermocht, und aus der Gegenwart nur ein Beispiel: Gegen den christlich-sozialen Stuhrmann, den der Bund der Landwirte und das Zentrum unterstützten, war Kandidat der vereinigten Liberalen in Lennep bei der letzten Reichstagswahl der fortschrittliche Eickhoff, und für diesen ist unter Andern einer der auf der kirchlichen Rechten angesehensten Industriellen des Rheinlands, ein Mann in hohen kirchlichen Vertrauensstellungen, eingetreten, einfach weil er nationalliberal ist und die christlich-soziale Politik nicht mitmacht.

Zweitens aber ist es dem Volksbund nicht gelungen, eine irgend nennenswerte Zahl kirchlich rechtsstehender Männer zum Austritt aus dem Evangelischen Bunde zu veranlassen. Bezeichnend ist, daß, um nur ein Beispiel anzuführen, in Greifswald, wo der schroff konservative Professor Kunze austrat — er war Vorsitzender des Zweigvereins gewesen und begründete nun eine Ortsgruppe des Volksbunds —, die Mitgliederzahl, die vor seinem und einiger Gesinnungsgenossen Austritt 245 betrug, alsbald durch Neueintritte auf mehr als 300 stieg. Geheimrat Viktor Schultze, der Greifswalder Kirchenhistoriker, trat in der (Hengstenbergischen) Evangelischen Kirchenzeitung (Nr. 46) warm für den Evangelischen Bund ein. In ähnlicher Weise hat in Berlin, wo die Agitation des Volksbundes besonders lebhaft war und wo die Zahl der Austritte besonders groß sein sollte, die der Eintritte sie weit übertroffen. Daß in kleineren Verhältnissen, etwa wo die Existenz eines Zweigvereins wesentlich auf die Person des Pfarrers gestellt war und dieser das volle Vertrauen seiner Gemeinde genießt, sein Austritt dem Bestehen des Vereins gefährlich werden muß, ist klar; aber daß auch an entlegenen Orten der Gedanke des Evangelischen Bundes überzeugte Vertreter unter Anhängern der verschiedenen kirchlichen Richtungen gefunden hat, zeigten die Vorfälle in Tapiau (Ostpreußen), wo ein Pfarrer, übrigens in schroffster Form auch gegen den zuständigen Hauptverein und unter Verletzung bestehender Rechtsvorschriften, seinen Zweigverein in eine Ortsgruppe des Volksbundes „umwandeln“ wollte. Der Pfarrer ist mit Gesinnungsgenossen ausgetreten, und der dortige Zweigverein besteht unter einem neuen Vorstand kräftig weiter.

Mitte Dezember wurde bekannt, daß durch ein vertrauliches Anschreiben eine Massenkundgebung kirchlich rechtsstehender Männer gegen den Evangelischen Bund ins Werk gesetzt werden sollte. Als Träger des Unternehmens erschienen Pfarrer Martin Franke in Frankfurt a. M. und Professor Johne in Königsberg i. Pr. Ende Dezember erschien die Kundgebung, sie hat verschiedenen Kirchenzeitungen (z. B. der Reformation Nr. 52) beigelegen und ist von Professor D. Lezius in Königsberg oder Pastor Hardeland in Lüneburg zu beziehen. Ich möchte, der Evangelische Bund gäbe bekannt, daß sie auch von ihm zu beziehen ist. Denn einen besseren Beweis dafür, daß die Bestrebungen extrem Gesinnter, das Zusammenstehen „Positiver“ und „Liberaler“ im Evangelischen Bunde zu stören, mißlungen sind, kann er sich nicht wünschen. Nach so viel Preß- und Werbearbeit zur Zerstörung des Evangelischen Bundes ein so geringes Ergebnis! Denn Bedeutung hätte dieser Aufruf nur, wenn damit Männer, die im Evangelischen Bund hervorragend tätig gewesen wären, sich von ihm lossagten. Aber von keinem einzigen der Unterzeichner ist es bekannt, daß er je irgend im Bunde hervorgetreten wäre. Von den Führern der kirchlichen Rechten hat

nur einer unterschrieben, Superintendent Wetzel in Neumark (Pommern); von Universitätstheologen nur Lezius und zwei Rostocker, Nösgen und Hashagen; im übrigen finden wir meist Pastoren, darunter sehr viel emeritierte, einige Rittergutsbesitzer; manche sind dem Evangelischen Bunde als intime Gegner längst bekannt: Welfen, einige strengste Lutheraner, Christlich-Soziale. Es wäre ein Leichtes, unter einem Aufruf für den Evangelischen Bund ungleich mehr Namen von ganz anderem Klang zu sammeln. Es wird nicht nötig sein.

5

Denn gerade in der Gegenwart ist doppelt klar, wie notwendig er ist. Freilich, von dem älteren Geschlecht, das in den Jahren nach der Beilegung des Kulturkampfs ihn begründete, gehen immer mehr von uns, und in den letzten Jahren hat er zwei seiner treuesten und angesehensten Vorkämpfer durch den Tod verloren, Meyer und Hackenberg. Aber lernen wir Jüngeren in den Tagen des zehnten Pius nicht immer aufs neue, daß protestantische Abwehr einfach Pflicht ist, mag nun der kirchenpolitische Kampf unseren Neigungen entsprechen oder nicht? Ja, wenn wir es nur mit denjenigen deutschen Katholiken zu tun hätten, die aufrichtig an unserer neuzeitlichen Kultur und an der Wohlfahrt unseres Vaterlandes mitarbeiten möchten! Aber dringt nicht immer wieder innerhalb der katholischen Kirche von jenseit der Berge her unduldsamer, national gleichgültiger, die Frömmigkeit veräußerlichender und schließlich auch den sittlichen Ernst schädigender Geist vor? Ueber die Entwicklung der Jesuitenfrage hat zuletzt Köhler hier berichtet (Nr. 1); und darin hat er recht, daß in der Bundesratsverfügung, die zwischen religiösen und wissenschaftlichen Vorträgen von Jesuiten unterscheidet, verwickelte Fragen liegen. Auf die erheblichen Meinungsverschiedenheiten, die im übrigen hier zwischen uns bestehen (z. B. sehe ich darin, daß Cohausz zu religionswissenschaftlichen Vorträgen herumreist, eine gewollte Provokation der Behörden), gehe ich nicht ein, nur auf die Tatsache möchte ich hinweisen: heute haben auch die Mehrzahl derjenigen Liberalen, die grundsätzlich gegen Ausnahmegesetze sind, Bedenken dagegen, daß man durch Wiederzulassung des Ordens den schroffsten Vertretern des eben gekennzeichneten Geistes alle die Privilegien gibt, mit denen der Staat die christlichen Konfessionen und ihre Organe ausgestattet hat. Denn darum handelt es sich, und von hier aus erledigt sich die m. E. sehr schiefe Frage, ob es denn gerecht sei, daß der Staat die „für den Glauben" eintretenden Jesuiten strenger behandle als die Atheisten.

Aber ganz abgesehen von dem Verhältnis zwischen Protestantismus und Katholizismus, ist es nicht im Hinblick auf des ersteren innere Lage von Wert, daß die größte freie Organisation, die wir im evangelischen Deutschland haben — der Evangelische Bund zählt heute fast 500000 Mitglieder — „Positive" und „Liberale" zusammen umfaßt? Man soll sich gewiß keinen Täuschungen hingeben: in dem Maß, als wir mit einer Lockerung des Verhältnisses von Staat und Kirche für die Zukunft rechnen, müssen wir auch mit Spaltungen in unserer Kirche rechnen. Und schon jetzt gilt: die inneren Gegensätze sind so stark, daß ernstlich gefragt werden muß, ob es noch als mit der Wahrheit vereinbar gelten kann, daß wir z. B. so einheitliche liturgische Ordnungen haben. Aber wer es überhaupt noch als ein Gut ansieht, daß unsere Kirchen Volkskirchen sein wollen und rechtlich sind — und ich sehe das als ein hohes Gut an —, der wird sich freuen, daß auch in freien Organisationen noch Vertreter der verschiedenen Richtungen zusammenstehen; wäre das nicht mehr der Fall, so läge darin die Frage, ob das Zusammenhalten in der verfaßten Kirche nicht etwa nur noch Wirkung des Beharrungsvermögens sei. Umgekehrt: da der Protestantismus der Neuzeit neben dem offiziellen Kirchentum freie Vereine braucht und bildet, deren Gesamtheit und Gesamtarbeit hier und da an Bedeutung der des offiziellen Kirchentums nicht mehr weit nachsteht, muß man diejenigen, die hier alles nach Richtungen trennen wollen, fragen, ob sie nicht auch das Landeskirchentum baldmöglichst zu zerschlagen sich konsequenterweise verpflichtet fühlen. In Aeußerer und Innerer Mission ist das Zusammenarbeiten der verschieden Gesinnten durch allerlei Vorfälle gelegentlich erschwert worden, und z. B. Evangelisch-sozialer Kongreß und Kirchlich-soziale Konferenz sind bereits getrennt. Daß vollends ein Zerschlagen des Evangelischen Bundes, schon weil die Personen, die in den verschiedenen Organisationen arbeiten, doch zum Teil dieselben sind, wahrscheinlich den Zerfall anderer Organisationen, etwa des Gesamtverbandes der evangelischen Arbeitervereine oder des Gustav-Adolf-Vereins nach sich ziehen würde, sieht Jeder, der in den Dingen Bescheid weiß.

Es ist erfreulich, daß jenes leidenschaftliche Bestreben, die „Positiven" immer mehr von allen „Nichtpositiven" abzusondern, ein Bestreben, das aufs stärkste an den sich überschlagenden Konfessionalismus gewisser katholischer Kreise erinnert, in den Kämpfen um den Evangelischen Bund auf kleine Gruppen beschränkt geblieben ist. Trotz allem gibt es noch eine Einheit des deutschen Protestantismus und ein Verständnis dafür, daß dieses hohe Gut nicht dem Eigensinn zu liebe verschleudert werden darf.

Hermann Mulert

Das Werk vom Haag

In meiner Jugend waren die Vorlesungen über Völkerrecht für den juristischen Studenten eine Erholung von den gewichtigeren Disziplinen seiner Wissenschaft. Man wurde da belehrt über die verschiedenen Klassen diplomatischer Agenten und die Ansprüche, zu denen sie je nach ihrem Range berechtigt sind. Man erfuhr, daß die Frau des Botschafters das Recht hat, im Angesicht der Gemahlin des Souveräns auf einem Tabouret zu sitzen, und andre derartige Kuriositäten. Dann lernte man die Vereinbarungen der Großmächte kennen, welche die Humanisierung der Kriege bezwecken. Aber zwischen diesen beiden Teilen der Disziplin, dem Friedensrecht und dem Kriegsrecht, klaffte eine Lücke, deren Ausfüllung nicht einmal in der Vorstellung versucht wurde. Darum blieb der Gesamteindruck dieser Vorlesung unbefriedigend und hinterließ das Gefühl, daß es für einen Juristen kaum lohnend sei, sich mit dem Völkerrecht eingehender zu beschäftigen.

Das hat sich nun alles gründlich geändert. Ein internationales Recht ist im Entstehen begriffen, dessen ausgesprochener Zweck der ist, den Uebergang vom Frieden zum Krieg zu erschweren. Hervorragende Vertreter der Wissenschaft haben sich verbunden, das neue Recht als ein gewordenes und ein werdendes systematisch darzustellen nicht nur für das Studium der Juristen, sondern zugleich zur Belehrung für alle, die in der Erhaltung des Weltfriedens ein erstrebenswertes Ziel sehen.*) Denn mit Recht führt Schücking aus, daß die leitende Idee dieser ganzen Entwickelung die Befestigung des Weltfriedens ist. Wer für die Notwendigkeit und Heilsamkeit des Kriegs eintritt, muß die schwächliche Gesinnung der Regierungen beklagen, die sich in dem Haager Abkommen von 1899 „von dem festen Willen beseelt" erklären, „zur Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens mitzuwirken, entschlossen, mit allen ihren Kräften die friedliche Erledigung internationaler Streitigkeiten zu begünstigen."

Daß wir seither den Krieg um Tripolis und den Balkankrieg erlebt haben, kann nur den entmutigen, der den Anfang mit dem Ende verwechselt und das, was überhaupt menschliche Weisheit zur Sicherung des Weltfriedens leisten kann, überschätzt. Man braucht nur an 1866 zu denken, um zu verstehen, daß es geschichtliche Prozesse gibt, die zwischen Großmächten nur durch die Waffen entschieden werden können, wo ein Staat sich selbst aufgeben würde, wenn er ohne Waffengang seine geschichtlich gewordene Position verließe. Aber es gibt andre Konflikte, welche das Dasein und die Weltstellung

*) „Das Werk vom Haag." Unter Mitwirkung von v. Bar, Fleischmann, Kohler, Lammasch, v. Liszt, Meurer, Niemeyer, Nippold, v. Ullmann und Wehberg herausgegeben von Walther Schücking. Verlag von Duncker und Humblot. Band I. Der Staatenverband der Haager Konferenzen. Von Walther Schücking. 328 S. 8,50 Mk. Band II. Das Problem eines internationalen Staatengerichtshofs. Von Hans Wehberg. 243 S. 6,50 Mk.

der beteiligten Mächte nicht in Frage stellen, bei denen es sich vielmehr um geschäftliche Vorteile handelt, besonders um die Ausbreitung europäischer Staaten in den noch nicht der Kultur gewonnenen Gebieten fremder Weltteile. Und das ist allerdings die Meinung vernünftiger und besonnener Friedensfreunde, daß diese Händel um ein Mehr oder Minder von neuem Erwerb, für den weder ein Recht noch ein Gebot der Ehre angerufen werden kann, als kaufmännische Geschäfte, die sie sind, durch das Geschick der Unterhändler und nicht durch Gewalt erledigt werden sollen. Offenbar ist dies auch die Meinung der deutschen Regierung. Das Marokkoabkommen war ein tüchtiges Stück diplomatischer Arbeit, das den Unterhändlern Ehre macht. Erschwert wurde das Geschäft durch die leidenschaftliche Erregung der öffentlichen Meinung in beiden Ländern. Und diese ist der Grund, weshalb endlich auch solche Konflikte verhängnisvoll werden können, die weder Lebensfragen der Staaten noch erhebliche wirtschaftliche Interessen betreffen, sondern einfache Meinungsverschiedenheiten, die im internationalen Verkehr eben so natürlich sind wie im Privatleben. In solchen Differenzen liegt eine Gefahr für den Frieden nur deshalb, weil Mangels einer zur Entscheidung berufenen von beiden Teilen anerkannten Instanz das Nachgeben als Schwäche erscheint und den nachgebenden Staat im Verhältnis sowohl zu seinesgleichen wie zu seinen Untertanen herabsetzt. Indem nun der Schiedshof im Haag jenem Mangel abhilft, beseitigt er die Gefahr, daß sich große politische und nationale Gegensätze an Streitfällen von geringer Bedeutung entzünden. Er vermindert nicht die Kriegsursachen, aber die Kriegsanlässe.

Bei diesen Streitigkeiten besteht aber eine sehr wesentliche Verschiedenheit, je nachdem sie bloß Interessen betreffen, bei denen nur eine Vermittelung möglich ist, oder Rechtsfragen, die eine Entscheidung fordern. Im ersteren Falle ist ein Ausgleich durch von den Parteien berufene Schiedsmänner geboten, der zwischen den entgegengesetzten Ansprüchen eine mittlere Linie zieht. Bei Rechtsstreitigkeiten aber z. B. über die Auslegung eines Vertrags oder die Anwendung eines völkerrechtlichen Satzes kann nur der Spruch eines ständigen Gerichts befriedigen, das jeder Staat jederzeit anrufen kann. Der Spruch eines solchen Gerichts ist auch für den unterliegenden Staat niemals verletzend, weil die Idee der Gerechtigkeit zum Wesen des Staats gehört, folglich die Unterwerfung unter ein rechtlich begründetes Urteil niemals als Schwäche gedeutet werden kann. Es ist daher eine notwendige Konsequenz des juristischen Denkens, daß die zweite Haager Konferenz von dem Schiedshof, der den Parteien Schiedsrichter zur Verfügung stellt, die sie selbst auswählen, zu dem Plan eines ständigen Gerichtshofs gelangt, daß dieser Gedanke in den Vereinbarungen über den Prisengerichtshof zunächst verwirklicht ist, und daß auch die Anfangs mit großer Entschiedenheit abgelehnte Verpflichtung zur Unterwerfung unter eine internationale Rechtsprechung in zunehmendem Maße anerkannt wird. Eine dritte Haager Konferenz wird, richtig vorbereitet, im Stande sein, diesen allmählichen, durch Widerspruch und Unklarheit gehemmten Fortschritt zu realisieren.

Es ist nicht nötig, den Inhalt von Schückings Werk näher darzustellen, da seine in Nr. 46 v. J. gedruckte Heidelberger Rede dies auf das beste besorgt. Wehbergs Buch beweist durch eingehende Kritik der bisher ergangenen Entscheidungen des Haager Schiedshofs die Notwendigkeit eines ständigen Staatengerichtshofs, von dem allein eine Fortbildung des Völkerrechts erwartet werden kann, eines Gerichtshofs, der nicht nach Erwägungen der Billigkeit Konflikte beilegt, sondern Rechtsfragen nach strengem Recht entscheidet. Er behandelt die einzelnen Fragen der Organisation, insbesondere die schwierigste Frage der Bestellung der Richter. Mit Recht wendet sich Wehberg gegen die Forderung einer internationalen Exekution. Es ist ein unmöglicher Gedanke, daß die Großmächte sich freiwillig einer solchen unterwerfen sollten. Nur ein Weltbundesstaat mit einer höchsten Gewalt, die dann tatsächlich die Weltherrschaft hätte, könnte eine solche Idee realisieren. Aber nicht nur die faktische Aussichtslosigkeit, sondern die Vernunft der Sache spricht gegen die Forderung internationalen Zwanges. Im Rechtsleben des Staats sind die Begriffe Urteil und Exekution untrennbar verbunden. Aber diese Verbindung beruht nicht auf dem Wesen des Urteils, sondern auf dem Begriffe der Staatsgewalt. In jedem Urteile liegt ein Doppeltes: ein Ausspruch über das, was Recht ist, und ein Befehl, demgemäß zu handeln. Dieser Befehl setzt die Herrschaft desjenigen, in dessen Namen geurteilt wird, über die Parteien voraus und kann deshalb auf souveräne Staaten nicht angewendet werden. Aber der Spruch des Richters bleibt, was er ist, auch wenn der Befehl ausgeschlossen ist. Und der Fortschritt politischer Kultur, den die Entwicklung des Völkerrechts vollziehen soll, an dem wir auch als Menschen und Christen interessiert sind, besteht grade darin, daß die Staaten dahin geführt werden, nicht einer höheren Gewalt, sondern einer Idee zu huldigen.

Friedrich Curtius

Auf das Grab Julius Eutings

† 2. Januar 1913

Die Kunde von Eutings Heimgange kommt dem nicht überraschend, der mit herzlicher Teilnahme den alten Gelehrten im letzten Sommer auf seinem geliebten Ruhstein im Schwarzwalde besucht hat. Da saß er vor der Tür am Tische und erhob sich mit Mühe, um die Straßburger Gäste zu begrüßen; die kleine Gestalt abgezehrt von schwerer Krankheit, die munteren Augen trüb und matt. Aber als wir nun erzählten, was wir erlebt hatten seit der fernen Studienzeit, da kam die alte Beweglichkeit wieder, und das vielseitige Interesse des verehrten Lehrers ließ auf Augenblicke vergessen, daß wir mit einem Schwerkranken redeten. Für Jeden im Hause, ob hoher Gast oder Dienstmagd, hatte er ein freundliches Wort, und für ein Bauernkind holte er Zuckerwerk aus seinem Zimmer, obwohl er nur mit Mühe die Treppe hinaufsteigen konnte.

Wo wäre ein Besucher des Ruhsteins, der Julius Euting nicht kännte? Wer konnte lustigere Schwänke erzählen als er, wer las in den Abendstunden so prächtig wie er der Tafelrunde vor?

Julius Euting, geboren in Stuttgart am 11. Juli 1839, war ein echtes schwäbisches Original, mit allen seinen Ecken und Kanten, in seiner welterfahrenen Klugheit und seiner unerschöpflichen Güte, aber auch mit seinem beißenden Spott auf alles Unechte, Wälsche und Unwahre. Von Haus aus Theologe, auf dem Tübinger Seminar, der Pflegstätte so vieler bedeutender Männer, durchgebildet, ein Schüler von David Strauß, hat er sich schon früh als Lebensberuf die semitische Sprachwissenschaft und Schriftkunde erwählt. Dabei hatte er ein bedeutendes Talent als Zeichner und Maler und war gründlich musikalisch. Diese Mannigfaltigkeit seiner Gaben hat es bewirkt, daß er ein vorzüglicher Kenner der gesamten semitischen Literatur und einer der bedeutendsten Entdecker der semitischen Inschriftenkunde geworden ist. Vielleicht hat jedoch gerade sie neben seinem Dienste an der Straßburger Bibliothek es auch verschuldet, daß sein Name in Deutschland hinter denen eines Paul de Lagarde, August Dillmann, Julius Wellhausen, Theodor Noeldeke zeitweilig in den Schatten zu treten schien; und er war doch mit Recht eine internationale Berühmtheit.

Wer konnte in Straßburg semitische Sprachen studieren, ohne bei Euting Kolleg zu hören, und wem von den Schülern wären diese Abende nicht Freudenstunden und Lichtpunkte in der ganzen Woche gewesen! Bei Vater Noeldeke wurde heiß und ernst gearbeitet, und dem Anfänger klopfte das Herz, wenn er aus arabischen Dichtern vorlesen und sie übersetzen sollte. Bei Euting ruhten wir aus und lernten doch! Zuerst gabs von 8—9 Uhr phönizische, sabäische, althebräische, samaritanische oder andere Inschriften, wozu er die Abdrücke von Siegeln selber gegossen und die Kopieen von Inschriften oft selbst verfertigt hatte; dann aber von 9—10 Uhr bei einer seiner kleinen dunkeln Zigarren ein köstliches Privatissimum von Erzählungen aus Literatur und Leben, von Anschauungsunterricht aller Art, zu dem die reichen Sammlungen und der meist von des Professors eigener Hand herrührende Wandschmuck den Stoff boten. Da wurden orientalische Teller entziffert oder auch ihre Unlesbar-

keit festgestellt, da lernten wir orientalische Teppiche kennen, Abdrücke herstellen, Münzen bestimmen. Wie man einen Stein mit Eutings festem Fließpapier abklatscht, sauber von innen nach außen die Luftbläschen ausbürstend, wie man auf dem Kamele reitet, mit Beduinen ißt und mit Fellachen umgeht, das alles und noch vieles mehr lernten wir da. Ein frohes Spiel und ein köstlicher Zeitvertreib schien es und war doch männerbildender Lebensernst.

Wer Eutings Lebenswerk voll ermessen will, der muß die Straßburger Bibliothek kennen. Daß sie, dem aus der Asche aufwärtsfliegenden Phönix gleichend, aus den verkohlten Resten der alten Bibliothek vor dem großen Kriege zu einer der bedeutendsten unter den großen deutschen Bibliotheken rasch emporstieg und daß sich hier der Besucher, ob Student oder Professor, wohl fühlt wie in seiner Studierstube, das verdankt sie nicht zum mindesten der unermüdlichen Arbeit und der nie versagenden Dienstbereitschaft Eutings, der seit 1871 ihr erster Bibliothekar, dann ihr Direktor war. Seufzender Sklave und zärtlicher Liebhaber war er ihr in einer Person; daß er ihr den 1871 in den Kellergewölben der Neuen Kirche mit anderen Schätzen verbrannten Hortus deliciarum der Nonne Herrad von Landsberg nicht ersetzen konnte, war einer der Schmerzen seines Lebens.

Dafür schenkte er ihr andere Bücher, die er sammelte und die er selber schrieb. Schon vor der Straßburger Zeit hatte er 1867 das Qolasta, Gesänge und Lehren von der Taufe und dem Ausgange der Seele, eine Hauptquelle für unsere Kenntnis der Sprache der Mandäer, herausgegeben. Dann beschäftigte ihn wohl zumeist die Arbeit an dem großen Corpus inscriptionum semiticarum mit den meisterhaften Nachzeichnungen von Inschriften, die in dieser Feinheit nur Euting herstellen konnte. Die Schrifttafeln in seines Freundes Theodor Noeldeke syrischer und in Gesenius' hebräischer Grammatik und die Nachzeichnung der großen Siloah-Inschrift ebendort gehören zu den bekanntesten Beiträgen Eutings zu anderen Büchern. Wer aber seine ganze Arbeit kennen lernen will, von den drolligen Schilderungen aus dem Beduinenlager an bis zu den feinen Zeichnungen von Bauten und Werkzeugen, Menschen und Gegenden, der lese das „Tagebuch einer Reise in Inner-Arabien" (Leiden, Brill 1896), von dem leider nur der erste Teil erschienen ist. Hier haben wir den ganzen grundgelehrten, menschenkundigen, humorvollen, künstlerisch empfindenden Schwaben vor uns; dies Buch ist eine Fundgrube philologischen Wissens und zugleich eine köstliche Unterhaltung, ein Buch, welches den Vergleich mit Wetzsteins und Snouck Hurgronjes berühmten Reisebeschreibungen sehr wohl verträgt.

Ein Wanderer war er wie Wenige, aber nicht nur in Arabien, sondern auch und noch weit mehr in Neu-Deutschland. Wer hat uns den Wasgau erschlossen, wer hat durch Gründung des Vogesenklubs Mittel und Wege gefunden, um den Strom der Wanderlustigen in die lieblichen Täler und auf die majestätischen Höhen unseres neu gewonnenen und doch altdeutschen Grenzgebirges zu leiten? Wer erklomm die steilsten Felsen und entdeckte die malerischsten Ruheplätzchen, wer wußte alle die verborgenen Schätze an Sage und Geschichte zu heben, wer erforschte die Heidenmauer des Odilienberges und die Geheimnisse des Hochfeldes? Das hat Julius Euting getan, der nun heimgegangene Freund des Elsasses und erste Präsident des Vogesenklubs. Daß es jetzt, bei aller kerndeutschen Schwerfälligkeit und Sprödigkeit der Elsässer, eine helle Freude ist, in den Vogesen zu wandern, wo jeder Weg genau berechnet und aufgezeichnet ist, daß wir dieses bis ins Kleinste zuverlässige Karten-Material des Elsaß haben, das hat bei allen Verdiensten Schrickers und Mündels doch ganz wesentlich Euting zu Wege gebracht. Nur ein so vielseitiger, für Menschen, Bauwerke und Naturschönheiten gleich offener, Großes und Kleines mit Liebe umfassender Geist konnte diese Fülle der Anregungen geben, diese Summe sicherer Kenntnisse den Späteren vererben. Davon zeugt Mündels Vogesenführer, dafür Eutings (jetzt Bechsteins) Führer durch die Stadt Straßburg.

Daß neben dem Elsaß der Schwarzwald in seinem schwäbischen und in seinem badischen Teile nicht zu kurz kam, ist selbstverständlich. Das Stiefkind brauchte die erste Pflege, darum mußte zuerst dem Elsaß geholfen werden. Aber deshalb blieb der Schwarzwald doch Lieblingskind. Wer einmal mit Euting durch die Berge gewandert ist, im Sommer oder im Schnee des Winters, wer neben dem Kenner als munterer Bursch dahertrabend, von ihm den richtigen „Kuhschritt" zum Steigen gelernt hat, mit ihm in der Schutzhütte des Ruhsteins auf Reisigfeuer aus Schnee den köstlichen Kakao-Kaffee, Eutings Spezialität, gekocht und aus arabischen Schälchen getrunken hat, der weiß, welche Liebe dieser kindliche, tiefgelehrte und weise Mann für seine Berge links und rechts des Rheines gehabt hat.

Nun wird er aus Straßburg, seiner Arbeitsstätte, hinausgefahren werden nach seiner Heimat Württemberg. Halb Straßburg wird ihm das Geleit geben, denn Jeder kannte ihn, und hohe Ehren werden dem berühmten Gelehrten gezollt werden, wie er es bei aller Schlichtheit nicht ungern sah. Dann aber wird er auf den Ruhstein getragen und in dem selbstgewählten, von seinem Könige ihm geschenkten, umfriedigten Grab über dem Wildsee gebettet werden. Bald steht davor die arabische Grabtafel, die er selber geschrieben und in seinem Schlafzimmer aufbewahrt hat. Das alte Schloß der Rohans in Straßburg aber, in dem bis zum stolzen Neubau die Bibliothek beherbergt wurde, hat den Bewohner verloren, der in den letzten Jahrzehnten seinen größten Ruhm bildete.

Ruhe denn aus, müder Geist, in der Heimat deiner Berge, fern von dem Geräusche des Tages! Ueber dir kreist der Adler, dich umstrahlt die Sonne, umrauschen die Tannen, dir zu Füßen glitzert der Bergsee!

Selig sind die Toten, die im Herrn sterben. Sie ruhen aus von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach.

Leb wohl, lieber Meister, und habe Dank!

Bruno Violet

Verschiedenes

Entscheidende Jahre. Briefe eines Vaters an seinen Sohn von der Konfirmation bis zum Abiturium. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses 1912. 143 S. 1,80, gebunden 2,50 Mk.

Ein treffliches Büchlein für Lehrer, Väter und Söhne. Aus eigner Kraft war der Vater ein hoch angesehener Kaufmann geworden; der Sohn, dem er die Briefe schrieb, hat ihm in der Einleitung zu dem Briefe herzliche dankbare Worte gewidmet. Die Briefe selbst sind ein überraschend echtes und bodenständiges Denkmal unsrer besten deutsch-protestantischen Bürgerfrömmigkeit mit ihrem schlichten, von keinen Reflexionen geplagten, grundsoliden Glauben und ihrer ernsten, strengen, pflichtbewußten Tüchtigkeit: dieser Frömmigkeit entquellen unsre wertvollsten Volkskräfte, sie kann durch keine ästhetische, technische oder intellektuelle Kultur ersetzt werden.

Seit Jahren suche ich nach passenden Stoffen, um damit die Unterrichtsstunde in höheren Klassen zweckmäßig einzuleiten. Sie müssen schlicht und einfach sein, nicht geziert, gesucht, geistreich oder abgedroschen, Hausbrot, nicht Kuchen, nicht Kaviar. Bibelspruch, Lied, Andachten der Christlichen Welt, Ausgewählte Stellen aus Robertsons Reden u. A. habe ich mit mehr oder weniger Glück probiert. Das Beste und Wirkungsvollste, was mir bis jetzt zu diesem Zwecke in die Hände kam, sind diese Briefe. Sie werden von den Schülern in Sekunda und Prima geradezu mit Spannung von einer Stunde zur andern erwartet. Ich möchte einen Versuch damit vor gutgearteten Klassen, mit denen der Lehrer im Verhältnis freundschaftlichen Vertrauens steht, wärmstens empfehlen. Hans Pöhlmann

Schlichte Erinnerungen an Samuel Zeller. Von Ernst Schreiner. Stuttgart, Verlag der Buchhandlung des Deutschen Philadelphiavereins 1912. 36 S. 60 Pfg.

Liebe und Dankbarkeit haben dies Erinnerungsblatt auf das Grab des edlen Menschen und aufrichtigen Christen gelegt, der so Vielen das Beste gab, was Menschen einander geben können, und dessen Bild auch uns, die wir auf andern Wegen und in andern Formen Religion suchen und erleben, — tiefen Eindruck macht.

Therese Köstlin

Der Schneider von Breslau. Von Wilhelm Münch. Mit biographischem Nachruf von Adolf Matthias. München, C. H. Beck 1913. 197 S. 3,50 Mk.

Mit persönlicher Anteilnahme empfing ich diese letzte Gabe W. Münchs. Gehöre ich doch zu denen, die sich seiner Zeit in seine Schriften zur Reform des neusprachlichen Unterrichts vertieft haben und ihm Dank schuldig geworden sind. Genau genommen ist zwar das Buch gar keine Gabe Münchs, sondern vielmehr seines Amtsnachfolgers, der aus dem Nachlasse des Vorgängers die vorliegenden sieben Erzählungen veröffentlicht. Er tut recht daran; denn wertvoll sind alle diese Geschichten, trotz oder vielleicht gerade wegen ihrer Anspruchslosigkeit.

Aber interessanter noch war mir der biographische Nachruf, und hier kann ich eine Bemerkung nicht unterdrücken. Es heißt da: „Im übrigen war Münch kein gerade energischer Führer. Für das Handeln in dieser endlichen Welt und Wirklichkeit fehlte ihm die glückliche Einseitigkeit, die nicht nach rechts und links schaut, wenn sie etwas erreichen will.“ Das mag zutreffend sein für den Leiter einer großen Anstalt, der dieser ihr Gepräge geben will und soll. Für den Lehrer, den Erzieher, ist diese Einseitigkeit kein Vorzug. „Fein und maßvoll im eigenen Unterricht, gerecht und milde in der Beurteilung, ein philosophischer Denker, ein schaffender Künstler“ — lauter einzelne Zeugnisse, die Matthias seinem Vorgänger gibt — für den Sprachlehrer, er sei Alt- oder Neuphilolog, kann ich mir keine glücklichere Mischung denken. Th G

Maria von Magdala. Von C. Gondlach. Mainz, Kirchheim und Co. 1912. 586 S. 4, gebunden 5 Mk.

Wer es liebt mit seiner Phantasie dem Leben biblischer Gestalten nachzusinnen oder sich von begabtem Munde erzählen zu lassen, wie ihre Schicksale gestaltet sein konnten, der wird mit Freude und innerer Bewegung dieses Buch lesen. Maria Magdalenas Leben, von dem wir aus der Bibel recht wenig erfahren, ist in diesem Roman in den Grenzen des Möglichen lebenswarm und in feiner Sprache geschildert. Das Interesse für sie bleibt wach bis zu ihrem Tode, die damalige Zeit wird vor uns lebendig. Mit besonderer Zurückhaltung wird die Person Jesu behandelt. Man hört mehr durch Erzählung von ihm, als daß man ihn selbst erlebt.

Daß der Verfasser Katholik ist, spürt man zunächst kaum; selbst an der sehr drastischen Schilderung der Kreuzigung werden nicht alle Protestanten Anstoß nehmen. Um so wohltuender berührt die Schilderung der Mutter Maria aus dieser Feder. Zwar finden wir sie nach Jesu Tode, als den geliebten und geehrten Mittelpunkt des Jüngerkreises, aber sie bleibt die schlichte, fromme Frau, als die wir sie uns vorstellen, und es zeigt des Verfassers Feinfühligkeit, daß er aus ihrer Himmelfahrt kein Schauspiel macht. Gerade, daß ein Katholik uns solche Gabe bietet, macht sie uns wertvoll. E R

Vom Vaterland der Treue. Schlichte Lebensbilder von Karl Hesselbacher. Stuttgart, Verlag der Evangelischen Gesellschaft 1912. 208 S. Gebunden 3 Mk.

Der sehr hübsch ausgestattete Band neuer Erzählungen von Hesselbacher darf sich seiner Gabe vom letzten Jahr „Mit güldner Waffe“ getrost an die Seite stellen. Jede der sechs Erzählungen greift ein Stück Kleinleuteschicksal mit fester Hand und stellt es rund und plastisch dem Leser vor die Augen. Wie durch Armseligkeit und Leid ein Licht der Seele leuchtet, dort, wo wahres Christentum waltet, das ist das Thema der meisten Erzählungen. Was Hesselbacher in einem Aufsatz von der Volkserzählung fordert, daß sie dem Volk den Idealismus zeige, der noch immer in ihm lebt und sein bestes Teil ist, das hat er in seinen Geschichten erfüllt. Sie sind alle von einem kräftigen — man möchte fast sagen drastischen Idealismus. Ihre Heimat ist „das Vaterland der Treue“. Dabei ausgezeichnet in Sprache, Milieuschilderung und Charakteristik. Die wertvollste ist die letzte, ein kleines Kunstwerk voll Zartheit und Tiefe. Otto Frommel

Kleine Mitteilungen. Des Dürerbundes 106. Flugschrift gibt „Ratschläge für vaterländische Feste“ aus Anlaß unsrer hundertjährigen Erinnerung an 1813. Das Heft sei sehr empfohlen: 60 Pfg.; 25 Stück 12, 100 Stück 36 Mk., bei Georg D. W. Callwey, München Finkenstraße 2. Seite 9 stehen sehr beachtenswerte Worte über die Feier in der Kirche. Die Sprödigkeit der Kirche gegenüber dem Vaterland wird beklagt. „Die profane Geschichte bleibt ohne Heiligung.“ Wir haben in der Tat alle Ursache, uns in diesem Gedenkjahr zu besinnen, ob die Kirche dem Vaterlande gegenüber ihre Pflicht tut. Das, was Bonus neulich mit einem harten Wort berührt hat (Sp. 66), genügt freilich nicht; es schadet mehr als es nützt. Aber ein echtes Mit- und Nach- und Durchleben von 1813 in unsern Kirchen könnte dem Volke und den Einzelnen viel innern Gewinn bringen.

Vielleicht die wichtigste Frage, die jetzt über unserm Volke, über seiner physischen und moralischen Gesundheit schwebt, ist die des Geburtenrückgangs. Sie hat in Nr. 48 und 52 v. J. Julius Gmelin Anlaß zu Artikeln von speziell-kirchlichem Interesse gegeben, die aber doch von der ethischen Not abseits führten. Freilich ist die Christliche Welt kaum das Organ, das diese zu bekämpfen vornehmlich berufen wäre. Denn unsre Kreise bedürfen schwerlich des nötigen Vorhalts, und in die weiten Kreise, die ihn bedürfen, wird unsre Stimme kaum dringen. Die Mediziner in Wissenschaft und Praxis müssen im Kampfe vorangehn. Und sie dürfen sich dabei nicht nur auf ihr fachkundiges Votum beschränken, sie müssen sich selbst mit dem ganzen moralischen Ernst, der hier geboten ist, erfüllen. Sie müssen laut und deutlich reden, daß man es bis ins fernste Bauerndorf hört. Sie sind das unserm Volke umso mehr schuldig, als es doch auch Berufsgenossen von ihnen gewesen sind, die das Unheil so groß gemacht haben. Welchen Schaden hat z. B. auf diesem Gebiete derselbe Forel angerichtet, der in andrer Richtung — ich denke an den Alkohol — so tapfer für die Volksgesundheit gearbeitet hat. Und es steht ja zum Glück in der heutigen medizinischen Wissenschaft so, daß sie in der Lage ist, den furchtbarsten Feinden der menschlichen Fruchtbarkeit, dem Gebrauch antikonzeptioneller Mittel und dem künstlichen Abortus, entschlossen und einmütig Fehde anzusagen. Im neusten Heft der „Praktischen Ergebnisse der Geburtshilfe und Gynäkologie“ (an welch verborgenem Orte!) richtet der Hallische Gynäkologe Geheimrat Veit einen starken Appell an die Nationalökonomie und an die Moral. Die Nationalökonomen sollen die Malthussche Lehre „zu richtigen praktischen Folgerungen führen“; die Moral soll in allen Schichten unsers Volks wieder gehoben werden — sonst „ist ein weiterer Rückgang der Geburten auch in Deutschland nicht zu verhindern“. So scheint der Mediziner die Verantwortung andern Verantwortlichen zuzuschieben — und diese mögen dann ihre Schuldigkeit tun. Aber wir zweifeln nicht, daß die medizinische Fakultät sich entschließen wird, allen voran das Ihre zu tun und von den Dächern zu predigen, was sie in den Fachzeitschriften und Auditorien lehrt. Gewiß: „ein Heilmittel gegen den Geburtenrückgang anzugeben“, dazu mögen die Aerzte „nicht im Stande sein“. Aber wenn nur das, was Herr Geheimrat Veit in seiner Zeitschrift ausführt, mit aller Autorität der Berufenen dem Volke vorgehalten wird, so gibt es bei uns zu Lande noch Respekt genug vor dieser Instanz, daß gute Wirkung nicht ausbleiben kann. Nur im Bunde mit einer frei und geschlossen auftretenden medizinischen Wissenschaft werden Nationalökonomie und Moralpredigt auf diesem Boden erfolgreich arbeiten können. R

Erklärung

Noch einmal „das System Voigts“

Die in meinem Vortrage „Das System Voigts, die Berufsstellung der Pfarrer und der Fall Traub“ enthaltene Mitteilung, Voigts habe als Präsident des hannoverschen Landeskonsistoriums den Plan gehabt, von den Geistlichen unsrer Landeskirche einen Revers über ihren Glauben an die übernatürliche Geburt Jesu unterzeichnen zu lassen, hat soviel Erregung hervorgerufen, vor allem, nachdem Präsident Voigts sie wiederholt als unbegründet bezeichnete, daß ich wohl noch einmal mich darüber äußern muß. Ganz offen und ohne jeden Rückhalt will ich sagen, daß ich jetzt mit Professor Rade (in seiner Besprechung meines Vortrags in Nr. 46 v. J.) es bedauere, diese Mitteilung überhaupt gebracht zu haben.

Warum? Inzwischen habe ich in Erfahrung gebracht, daß neben meinem Gewährsmann noch ein Andrer Genaueres von der Sache wisse. Ich habe es deshalb für geboten gehalten, mich auch an diesen Herrn um nähere Auskunft zu wenden. Er bestreitet bestimmt, daß von einem „Revers“ die Rede gewesen sei. Dagegen habe Abt Uhlhorn ihm einmal gesagt, „in den theologischen Fragen des Kirchenregiments seien die Juristen leicht schärfer als die Theologen, z. B. habe Voigts davon gesprochen, daß man die Leugner der übernatürlichen Empfängnis Jesu in der Kirche nicht dulden dürfe.“

Das ist also wohl der Kern der Sache. Es werden nicht wenige sein, die auch diese Aeußerung als charakteristisch genug empfinden, sowohl für die harte bürokratische Art des Präsidenten Voigts wie für seine Verständnislosigkeit für intimere kirchliche Dinge, zumal die Aeußerung während oder bald nach der Amtsentsetzung des Pastors Weingart getan ist, also jedenfalls im bittern Ernst gemeint war. Aber ich sehe ein, daß mit dem Wegfallen der Absicht des Reverses doch ein Wesentliches an der Sache dahinfällt. Ich bedauere also, daß ich mich geirrt habe. Und ich halte mich verpflichtet, das hier offen zu sagen.

Aber ein Zweifaches darf ich nun doch hinzufügen. Zuerst: ich habe in der festen Ueberzeugung gehandelt, daß die Sache sich genau so verhalte, wie ich sie dargestellt habe. Jedes Wort meines Vortrages ist sorgfältig abgewogen, am sorgfältigsten, was ich über Voigts persönlich gesagt habe. War das so wenig zu merken, daß man mir hat nachsagen können, ich hätte leichtfertig „Klatsch zum Besten gegeben“? Sehr reiflich habe ich mir überlegt, ob ich die Reversgeschichte nicht lieber als eine in den Kreisen der kirchlichen Rechten erzählte Anekdote bringen sollte. Sie hätte ja auch dann ihren Zweck erfüllt und wäre in dieser Form absolut unantastbar gewesen. Aber mein Gewährsmann gehörte dem engsten Kreise des Abts Uhlhorn an. Und ich war auf Grund seiner Angaben von der Tatsächlichkeit der Geschichte so sehr überzeugt, daß mir eine Mitteilung in der Form einer bloßen Erzählung als ein nicht ganz ehrliches Versteckspielen erschien. Ich glaubte, sie entweder ganz fortlassen oder sie als das hinstellen zu müssen, wofür ich sie hielt, als wirkliche Tatsache. Ihrer markanten Art wegen habe ich dann schließlich gemeint, sie nicht fortlassen zu sollen.

Zum Andern: die Geschichte hat mir meinen ganzen Vortrag verdorben. Auch deshalb bedauere ich, sie gebracht zu haben. Das ganze Interesse hat sich auf diese eine Geschichte konzentriert, als ob ich sonst weiter nichts gesagt hätte. Ich bitte deshalb, sie ganz zu streichen und von den zwanzig Reihen, die sie in Anspruch genommen hat, nicht ein Wort stehen zu lassen, sich dann aber auch zu überzeugen, daß damit an dem Bilde, das ich gezeichnet habe, nichts geändert wird. Auch heute noch muß ich es aufrecht erhalten. Es ist charakteristischer Weise Zug für Zug entworfen in den Kreisen der kirchlichen Rechten unsrer Landeskirche. Wir unserseits haben es durch eigene Beobachtung und Erfahrung lediglich bestätigt gefunden.

Uebrigens wiederhole ich: Wir bekämpfen in Voigts nur ein System, und zwar ein System, demgegenüber alle kirchlichen Richtungen einig sein sollten. Es ist das System des Staatskirchentums. Dies System ist natürlich durchaus nicht identisch mit der Person des gegenwärtigen Präsidenten des Oberkirchenrats. Es findet in ihm nur seine besonders kraftvolle Verkörperung. Nicht um die Person handelt es sich, sondern um das System. Es kann sogar fraglich erscheinen, ob es nicht geradezu wünschenswert ist, daß dies System in der leitenden Persönlichkeit solch eine energische, rücksichtslose und zielbewußte Vertretung findet. Desto nachdrücklicher und allgemeiner wird hoffentlich dann auch allmählich der Protest sich dagegen erheben. Aber naturgemäß wird dieser Protest sich dann auch immer wieder gegen diese Persönlichkeit richten und richten müssen. Dörries

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Altona. Montag 10. Februar 4 Uhr im Kaiserhof: Gerhart Hauptmanns Emanuel Quint. Pastor Steffen-Hamburg.

Berlin. Religiöse Diskussionsabende. Dienstag 11. Februar 8 Uhr in der Aula der IV. städtischen Pflichtfortbildungsschule (ehem. Dorotheenstädt.Gymnasium) NW. Georgenstraße 30/31: Richard Wagners religiöse Botschaft in seinem Parsival. Professor D. Frh. von Soden.

Gießen. Mittwoch 29. Januar 8 Uhr im Cafe Ebel: Soziale Arbeit an den Massen Londons. B. Rehwald.

Görlitz. Freitag 24. Januar 8 Uhr im Gewerbehause: Ist Religion lehrbar? Pastor Treu.

Nordhausen. Mittwoch 12. Februar 1913 pünktlich 4 Uhr in der Hoffnung: Das Wettrüsten der Nationen und die Friedensbewegung. Pfarrer Lippert, Woffleben. Corr. Pfarrer Müller, Gudersleben.

Freunde evangelischer Freiheit für Stade und Umgebung.

Stade. Donnerstag 4. März 8 Uhr im großen Saal des Hotels Norddeutscher Hof: Vortrag von Professor Baumgarten-Kiel über Die kirchliche Lage nach den Fällen Jatho und Traub. Jedermann willkommen.

Versammlungskalender

3. Februar	Allgemeiner Evangelisch-Protestantischer Missionsverein, Verband für Sachsen und Anhalt Halle
5. "	Treuga Dei Wittenberg
23.—25. "	Lehrkursus für Judenmission Leipzig
26.—27. März	Freunde der Christlichen Welt Süddeutschland und Schweiz Stuttgart
26.—27. "	Deutscher Kongreß für alkoholfreie Jugenderziehung Berlin
22.—23. April	Konferenz für evangelische Gemeindearbeit Dresden
14.—16. Mai	Evangelisch-sozialer Kongreß Hamburg
18.—26. Juli	Weltkongreß für freies Christentum Paris
15.—19. September	Instruktionskursus für Kindergottesdienst Bremen

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 2. Oktober bis Dezember 1912 (Fortsetzung) — Neue Formulare in Hamburg — Gemeinschaftsbewegung Oktober 1911 bis September 1912 (Fortsetzung)

Cand. theol. sucht für die Monate Februar und März 1913 Beschäftigung als **Gehilfe eines Pfarrers,** gern im Ausland, oder in der **Jugendarbeit.**

Angebote unter **H. E.** an den Verlag.

Cand. theol.

mit 2. Examen, sucht zum 15. April, event. später Beschäftigung (Ausland, literarisch, Hauslehrer, Reisebegleiter). Anerbieten an die Expedition unter **L. K. 1711.**

Gesucht zum 1. 4. 13 evangelischer **Hauslehrer,** zu 8 jährigem Knaben. Am liebsten Theologe. Hohes Gehalt. Bewerber mit nachweisbaren Unterrichtserfolgen bevorzugt. Angebote an **Baron Riedesel, Schloß Sickendorf, Lauterbach**/Hessen.

Für ältere katholische Braut eines evangelischen gebildeten Mannes wird für etwa ein halbes Jahr **Aufenthalt in evangelischem Hause,** am liebsten in gutem Pfarrhaus in Schlesien gesucht. Zweck des Aufenthalts Erlernung des Haushalts und Einleben in echt evangelischen Geist. Angebote unter **H. T.** vermittelt der Verlag der Christlichen Welt.

Als Hausdame

sucht alleinstehende Dame, evangelisch, Mitte dreißig, sehr kinderlieb, in Küche und Haushalt erfahren, musikalisch und sprachgewandt, so bald als möglich Stellung in frauenlosem Haushalte und zur Erziehung mutterloser Kinder. Am liebsten in einem Pfarrhause oder Arzthause, in kleinerer Stadt oder auf dem Lande. Offerten erbeten unter **H. J.** an die Expedition dieser Zeitung.

Zur **Erlernung der Haushaltsführung** findet gebildetes, junges Mädchen vom 15. April ab Aufnahme in guter Familie mit kleiner Fremdenpension in schönster Lage Marburgs. Anfragen an die Expedition unter **E M 30.**

Hauslehrer gesucht

in evangelische Familie zu Frankfurt a. M. für drei Knaben von 12, 10 und 8 Jahren. Verlangt wird Beaufsichtigung der Schularbeiten, gründliche Kenntnisse im Französischen, womöglich Klavier.

Offerten an **Edgar Flinsch,** Niederräderlandstraße 10, **Frankfurt a. M.**

Realencyklopädie

von **Hauck,** 3. Auflage, zu verkaufen. Angebote unter **K. H.** an den Verlag erbeten.

Die Geheim-Religion d. Gebildeten

Ueber dieses Thema beginnt eine Aussprache zwischen Amtsrichter **v. Zastrow** und D. **Th. Steinmann** im 1. Hefte von **Religion und Geisteskultur.** Zeitschrift zur Förderung der Religionsphilosophie und Religionspsychologie. VII. Jahrgang. Aus dem Inhalt des 1. Heftes ferner: B. Jordan: Zur Begründg. des religiösen Lebens auf noologischer Grundlage. — E. Ott: Ist Religion eine Pflicht? — E. Lehmann: H. Vaihinger's System des idealistischen Positivismus. — H. Maas: Hinauf zum Idealismus I.

Preis jährl. 4 Hefte 6 ℳ.
Einzelheft 2 ℳ.

Ein Probeheft nach unsrer Wahl für 50 ₰.

Göttingen Vandenhoeck & Ruprecht

Allgemeiner Evangelisch-Protestantischer Missionsverein

Verband für Sachsen und Anhalt

Unsere 1. Jahresversammlung findet am Montag 3. Februar 1913 4 Uhr in Halle-Saale im Goldenen Ring am Markte statt. Vortrag des Herrn Prof. D. Weinel über: **Laotse und Jesus und die Methode des Allg. Evgl.-Prot. Missionsvereins.** Gäste willkommen! Danach Generalversammlung.

Der Vorstand: W. Schubring

In **Hamburg-Barmbeck** sind, voraussichtlich zum 1. Mai, zwei neuerrichtete Pfarrstellen zu besetzen. Gehalt 5000—8000 Mk. in 18 Jahren. Auswärtige Dienstzeit wird zur Hälfte angerechnet.

Schriftliche Bewerbungen an den Ersten Kirchspielsherrn der Heiligengeistkirche, Herrn **Senator Aug. Lattmann, Hamburg 1** Glockengießerwall 1, bis zum 4. Februar.

Nähere Auskunft erteilt **P. M. Steffen, Hamburg 33.**

Treuga Dei

(Religiöser Bund für sachliche Behandlung kirchlicher Fragen)

Mittwoch den 5. Februar in **Wittenberg** (Bz. Halle) in der Reichspost (Muth).

Vorm. 1/211 Uhr: „In welchem Sinne nenne ich Jesum Christum meinen Erlöser und Versöhner?“ Pastor Dr. Grape-Ziebigk; Pastor Büttner-Magdeburg. Aussprache.

Nachm. 1/45 Uhr: „Wert und Unwert des Apostolikums.“ Thesensteller Prof. D. Grundemann-Mörz, Pastor Becker-Schönborn, Privatdozent Lic. Mulert-Berlin, Pfarrer D. Mehlhorn-Leipzig. Aussprache.

Gäste herzlich willkommen.

Soeben erscheint:

Antiquariatskatalog Nr. 111
Jesus Luther und Strauß. Kirchengeschichte
Wissenschaftliche Theologie

Enthaltend u. a. die Bibliothek des Herrn Professor Dr. Aug. Wünsche Dresden. Zusendung auf Verlangen unberechnet und postfrei.

Friedrich Meyers Buchhandlung Leipzig, Teubnerstr. 16

Noris 1913

Jahrbuch für protestantische Kultur. Herausgeber: Professor Dr. **Pöhlmann,** Nürnberg. Verlag der Friedr. Korn'schen Buchhandlung, Nürnberg. Preis fein brosch. Mk. 2.—, eleg. gebunden Mk. 2.50. Soeben erschienen.

Inhalt: Der Protestantismus als Prinzip des Kulturfortschrittes (H. Waitz, Darmstadt). Kopernikanische Wendungen (Hauptpastor Professor Dr. Hunzinger, Hamburg). Aus einem englischen Reisetagebuche (W. Stählin, Egloffstein). Gedanken und Erfahrungen eines Dorfpfarrers (H. Oehlmann, Gleußen). Pfarrer und Bauernkultur (K. Adelmann, Kraftshof). Dazu Beiträge des Herausgebers über Protestantische Kultur, Protestantismus und Mystik, Rationalismus. Die Chronik behandelt schulische und religionspädagogische Fragen, die außerschulische Jugendpflege, die religionsgeschichtliche Lage der Gegenwart u. a.

Jahrgang 1908—1912 zu ermäßigten Preisen — brosch. Mk. 7.50, gebunden Mk. 10.— durch den Verlag.

Preußischer Beamten-Verein

in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 417 415 150 M. Vermögensbestand 155 591 000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1911: rund 4 700 000 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet und zwar auch dann, wenn man von den Prämien der anderen Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese die Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch **Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.**

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.